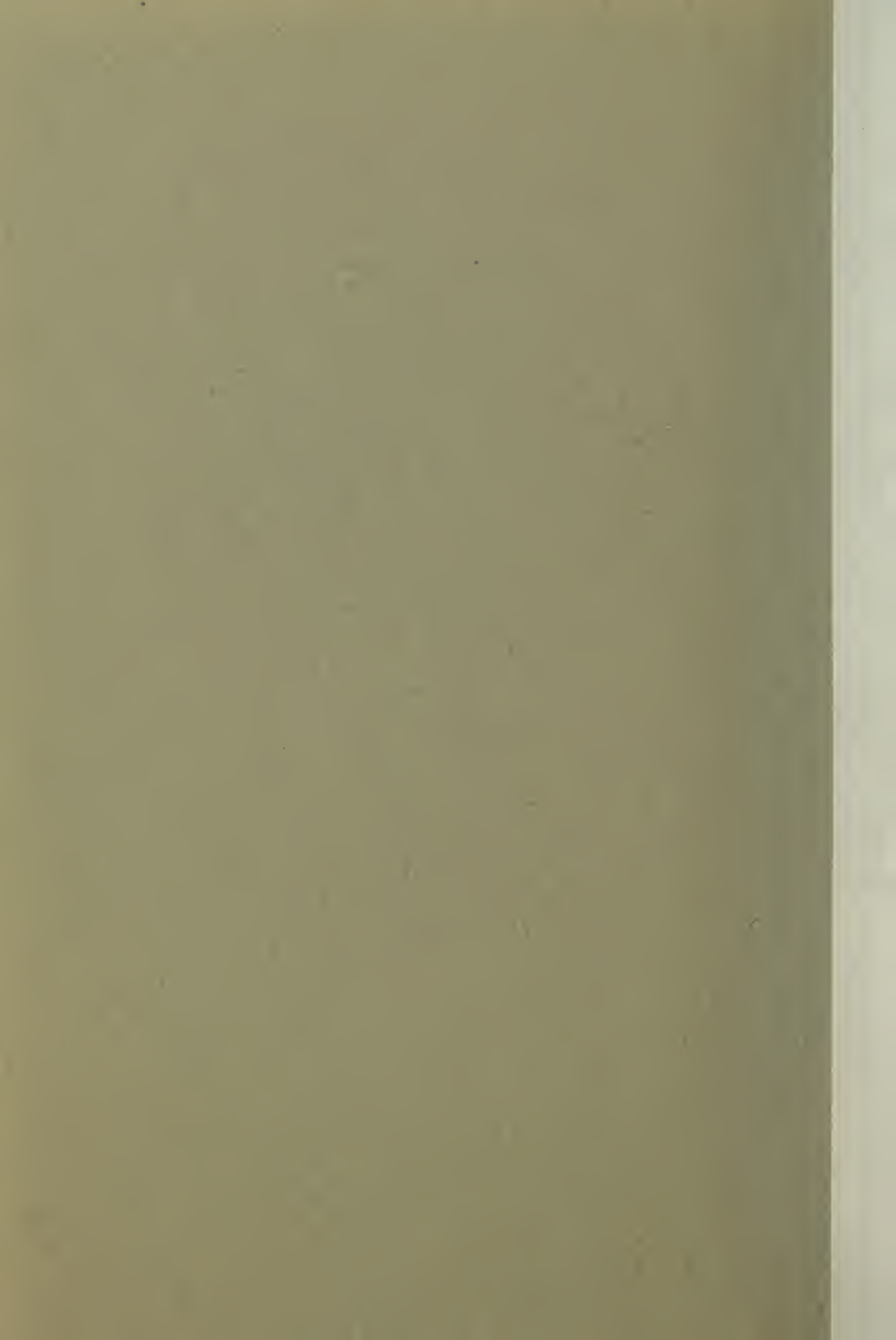


Dorn, Wilhelm
Benjamin Neukirch



LITTERARHISTORISCHE FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOSEF SCHICK, ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN.

und

DR. M. Frh. v. WALDBERG, a. o. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

IV. HEFT.

BENJAMIN NEUKIRCH

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE

DER

ZWEITEN SCHLESISCHEN SCHULE.

VON

WILHELM DORN.



WEIMAR.

VERLAG VON EMIL FELBER.

1897.

Ladenpreis 3,— M.; Subskriptionspreis 2,60 M.

Ankündigung.

Litterarhistorische Forschungen.

Herausgegeben

von

Dr. Joseph Schick,
o. ö. Professor an der Universität München

und

Dr. M. Freiherr v. Waldberg,
a. o. Professor an der Universität Heidelberg.

Die „L. F." sollen eine Sammelstelle für Arbeiten aus dem Gebiete der Litteraturgeschichte sein, die durch ihren Umfang von der Veröffentlichung in Fachzeitschriften ausgeschlossen sind, aber ihres wissenschaftlichen Wertes wegen eine weitere Verbreitung beanspruchen dürfen. In erster Reihe sind Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Litteraturgeschichte in Aussicht genommen, doch sollen auch gelegentlich Forschungen über romanische Litteraturen, Veröffentlichung von Texten, Urkundenpublikationen sowie methodologische Abhandlungen willkommen sein. — Neben den Arbeiten der Fachgenossen, die den Herausgebern zum Abdruck anvertraut werden, sollen besonders die von letzteren angeregten und geförderten Untersuchungen jüngerer Forscher in sorgsamer Auswahl zur Veröffentlichung gelangen.

Fortsetzung Seite 3.

LITTERARHISTORISCHE
FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. JOSEF SCHICK,
o. ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT
MÜNCHEN.

UND

Dr. M. Frhr. v. WALDBERG,
a. o. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT
HEIDELBERG.

IV. HEFT.

WILHELM DORN,

BENJAMIN NEUKIRCH, SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.



WEIMAR.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1897.

BENJAMIN NEUKIRCH

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE

DER

ZWEITEN SCHLESISCHEN SCHULE.

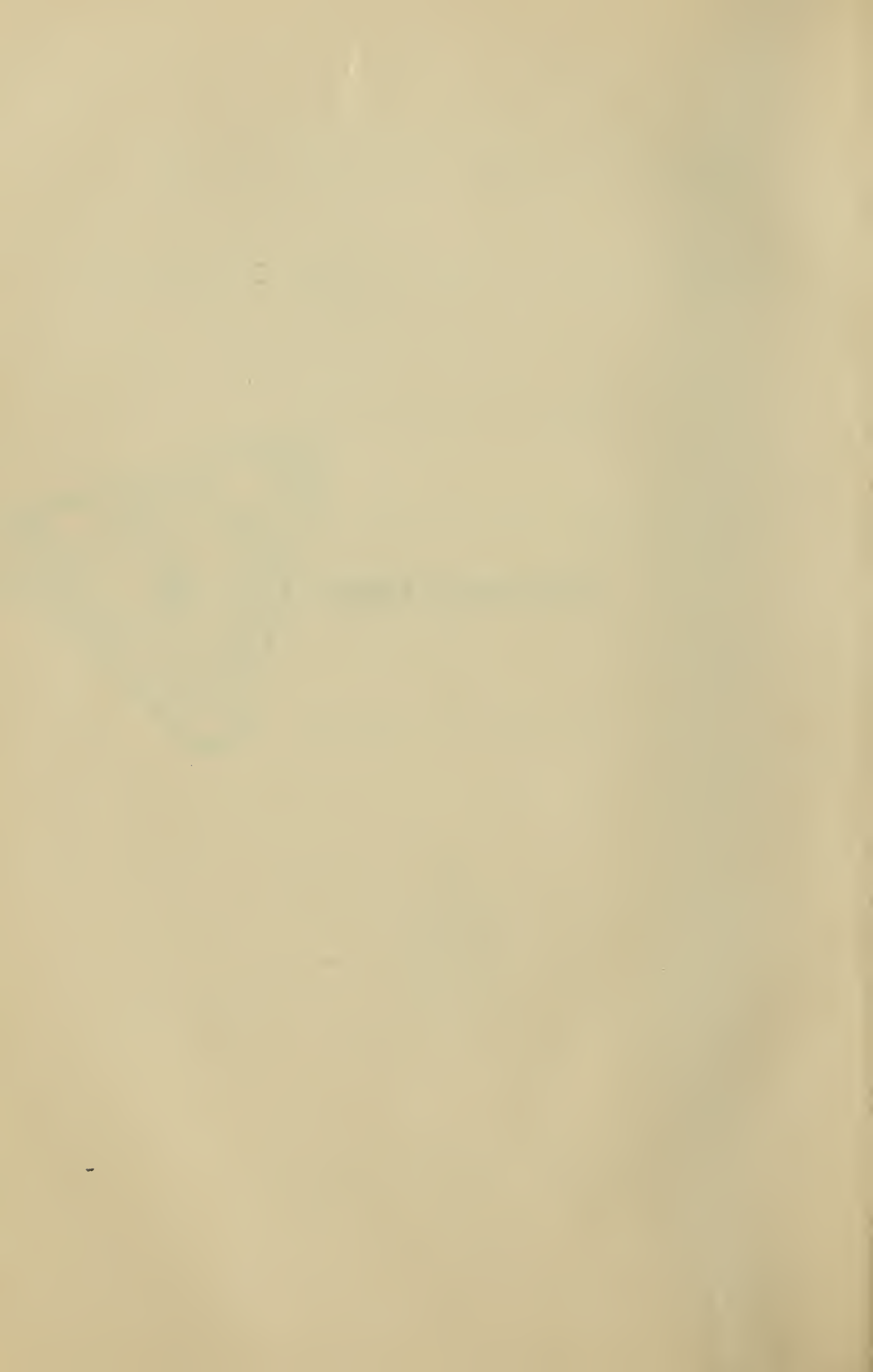
VON

WILHELM DORN.



WEIMAR.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1897.

Meinen Eltern.



Vorwort.

Die vorliegende Abhandlung, die zunächst zu Promotionszwecken bestimmt war, verdankt ihre Entstehung der Anregung meines verehrten Lehrers, Herrn Professor Dr. Max v. Waldberg. Von Benjamin Neukirch und seiner Telemachübersetzung ausgehend, sollte sie ursprünglich in erster Linie den Einfluss des Fénelonschen Télémaque auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts festzustellen suchen. Da jedoch die Forschungen nach dieser Seite hin anfänglich nicht den gewünschten Erfolg hatten und andererseits die eingehendere Beschäftigung mit Neukirch und seinen übrigen Werken einen interessanten Ausblick auf die Übergangslitteratur jener Zeit eröffnete und manches Neue und für diese merkwürdige Epoche Charakteristische zu Tage förderte, wurde der ursprüngliche Hauptgesichtspunkt fallen gelassen und die Abhandlung als Monographie über Neukirch in die vorliegende Gestalt gebracht. Die dichterische Thätigkeit Neukirchs wurde aus nahe liegenden Gründen ganz vom Standpunkt der zweiten schlesischen Schule aus behandelt, historische Bemerkungen über diese Schule wurden hin und wieder eingestreut; so rechtfertigt sich der der Abhandlung beigelegte Untertitel. Sie dürfte somit in der Reihe der der zweiten schlesischen Schule gewidmeten Monographieen einen wenn auch nur bescheidenen Platz einnehmen. Andererseits aber möchte sie durch

die in der Natur des Themas liegenden Ausführungen über die deutsche Geschmacksperiode auch dem Forscher dieser Epoche wenigstens einigen Nutzen gewähren. Auf diese Weise hoffte sie ihrer Aufgabe als Monographie über den typischsten Repräsentanten jener Übergangszeit am ehesten gerecht zu werden.

Zum Schlusse fühle ich mich verpflichtet, allen denen, die durch ihre Hilfe zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, meinen herzlichsten Dank auszusprechen: in erster Linie Herrn Prof. v. Waldberg, der mir von Anfang an mit Rat und That stets hilfbereit zur Seite stand; nächst ihm Herrn Landgerichtsdirektor Schnizlein in Ansbach, der mir sein vollständig ausgearbeitetes Manuskript über die Geschichte der Neukirchschen Telemachübersetzung sowie einige weitere Notizen und Bücher, die mir sonst nicht zugänglich waren, gütigst zur Verfügung stellte; ferner Herrn Stadtbibliothekar Dr. Wendt, der die schwierigen Nachforschungen nach schriftlichem und gedrucktem Quellenmaterial in den Archiven der Bibliothek und der beiden Gymnasien zu Breslau veranstaltete; schliesslich Herrn Pastor prim. Engelmann in Bojanowo und Herrn Dr. Ludwig Fulda in München für ihre freundlichen Mitteilungen. Gleicherweise bin ich den Verwaltungen der Stadtbibliothek zu Breslau, der Königl. Bibliotheken zu Berlin und München, der Universitätsbibliotheken zu Freiburg, Heidelberg und Leipzig und der Stadtbibliothek zu Hamburg für ihr stets bereitwilliges Entgegenkommen dankbar verpflichtet.

Mannheim, Ende Mai 1897.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die litterarische Forschung der letzten Jahrzehnte hat der lange verkannten zweiten schlesischen Schule den ihr gebührenden Platz in der Entwicklung der deutschen Litteratur endgültig angewiesen. Sie hat den merkwürdigen Gegensatz, in dem das litterarische Schaffen dieser kritiklos vom Auslande abhängigen, nach Geist und Form undeutschesten aller Litteraturepochen zu ihrer absichtlichen Verkleinerung der ausländischen Vorbilder und ihrer litterarischen Franzosenfresserei steht, hervorgehoben und zu begreifen gesucht. Und sie hat diesen Widerspruch, so sonderbar es auch klingen mag, für ein Erzeugnis wahrer, bis zum Chauvinismus deutscher Gesinnung erklärt, die in dem ehrlichen Streben, ausländische Verächter von der Ebenbürtigkeit unserer Poesie zu überzeugen, auf sklavische Nachahmung fremder Muster verfiel oder besser, notwendig verfallen musste. Sie hat, wenn sie auch das Verdienst der Hofmanswaldau-Lohensteinschen Periode im wesentlichen als ein negatives bezeichnete, doch anerkannt, dass sie „eine wohlthätige Befruchtung des deutschen Sprachschatzes herbeiführte",[1]) und, im Gegensatz zur ersten

[1]) S. J. Ettlinger: Christian Hofmann v. Hofmanswaldau. Ein Beitr. zur Lttgsch. des 17. Jahrh. Heidelb. Dissert. 1891. S. 110.

schlesischen Schule, der Phantasie wieder ein gewisses Recht in der Poesie einräumte.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts machte sich nun in Deutschland, unter dem Einfluss der andern Kulturländer, eine Revolution und Reaktion gegen diese Schule und ihre Auswüchse geltend. Spanien war die Wiege dieser neuen Strömung, des „Geschmackes", wie wir sie kurz nennen wollen, Baltasar Gracian, wie Borinski[1]) in etwas dunkel-aphoristischer Weise darlegt, ihr Begründer und Hauptvertreter. Von Spanien kam sie nach Frankreich, fand hier eine Hauptpflegestätte, wurde in französischem Geiste umgemodelt und führte zum Klassizismus. So wandte sie sich nach Deutschland und brachte eine neue litterarische Epoche, undeutsch wie die vorige und von der oben gegebenen Charakteristik im wesentlichen nicht verschieden, aber reicher an positiven Ergebnissen. Sie machte der Unnatur der zweiten schlesischen Schule ein Ende, rettete sprachlich manches Gute aus ihr herüber, suchte durch strenge Regeln die Sprache zu bilden und zu fördern, verhalf der bis dahin vernachlässigten Gattung der poetischen Satire wieder zu ihrem Rechte und führte die litterarische Kritik in Deutschland herbei. Sie lieferte das Material, mit dem die Schweizer schalten und walten konnten, die ohne die Thätigkeit der Klassizisten, von denen sie in sprachlicher Beziehung stets lernen mussten und lernten, nie einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung unserer Litteratur hätten ausüben können.

Als Begründer der Geschmacksperiode in diesem Sinne gelten gemeinhin Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, Benjamin Neukirch und Christian Wernicke, deren Gegnerschaft zum Marinismus eine Art aufsteigender Linie bildet. Canitz enthielt sich der Nachahmung der Schlesier, Neukirch sagte sich von ihnen

---

[1]) Karl Borinski: Baltasar Gracian u. die Hoflitteratur in Deutschland. Halle a. S. 1894.

los, und Wernicke ging zum Angriff gegen sie über. Dem ersteren ist in neuerer Zeit eine Untersuchung von Valentin Lutz gewidmet worden, betitelt: „Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, sein Verhältnis zu dem französischen Klassizismus und zu den lateinischen Satirikern, nebst einer Würdigung seiner dichterischen Thätigkeit für die deutsche Litteratur“, Heidelberger Dissertation 1887. Christian Wernicke hat in Julius Elias (Buch I. (Biographie) Münchener Dissertation 1888) einen Monographen gefunden. Dem dritten, Benjamin Neukirch, ist bis jetzt eine Spezialuntersuchung versagt gewesen. Und doch ist gerade seine Persönlichkeit und litterarische Thätigkeit wichtig und charakteristisch für die Zeit des Übergangs vom Ende des 17. zum beginnenden 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung über Neukirch wird manche kultur- und litterarhistorisch interessante Beiträge zur Charakteristik des ganzen Zeitraums liefern. Neukirch giebt nach Leben und Schaffen einen würdigen Typus einer litterarischen Existenz seiner Zeit ab. Er zeigt als letzter der begabteren und begeisterten Anhänger Hofmanswaldaus und Lohensteins diese Schule in ihrer bis auf die Spitze getriebenen Unnatur. Sein Abfall von ihr bezeichnet das Ende der zweiten schlesischen Schule als Schule, wirkte als Abfall eines Schlesiers von seinen Landsleuten weit nachhaltiger als Canitz' stumme Gegnerschaft und Wernickes offene Angriffe und verschaffte ihm sogar im vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts den Namen des Begründers einer neuen, dritten schlesischen Schule. Neukirch trug durch seinen Anschluss an die neue Richtung und kraftvolle Betonung ihrer reinen Schreibart weit mehr zu ihrer Ausbreitung bei als z. B. Canitz und Besser; Wernicke trat ja erst etwas später auf. Er stellt durch seine doppelte Thätigkeit als Hofpoet und Satiriker Boileaus Thätigkeit am besten in Deutschland dar. Sein Übergang zur Canitz-Besserschen Schule bezeichnet den Übergang der Führerschaft in der deutschen Litteratur von den Schlesiern, in

deren Händen sie fast ein Jahrhundert lang gelegen hatte, an die Preussen und von ihnen, da Neukirch das Ideal Gottscheds wurde, an die Leipziger. Sein Stil bildet die Mitte zwischen Schwulst und hölzernem Pedantismus. Durch seine Stellungnahme zur Kritik bezeichnet er mit Wernicke den Anfang der deutschen litterarischen Kritik in unserm Sinne und steht somit schon ganz im 18. Jahrhundert, dem er auch durch seine Telemachübersetzung angehört.

Aus diesen Gesichtspunkten darf wohl die Berechtigung abgeleitet werden, der Betrachtung der Persönlichkeit und litterarischen Thätigkeit Benjamin Neukirchs, so unerquicklich sie auch in mancher Beziehung sein mag, die folgenden Blätter zu widmen.

Leben.

Benjamin Neukirch [1]) wurde am 27. März [2]) 1665, nachmittags gegen 1 Uhr, zu Reinke (Ronike), einem nahe der damals polnischen Stadt Bojanova gelegenen schlesischen Dorfe, im Fürstentum Glogau geboren und am 31. darauf in Bojanova getauft. Sein Vater, Tobias, damals vornehmer Politicus zu Reinke, „welches so viel als einen Admini-

[1]) Die sehr spärlichen Nachrichten über Neukirchs Leben finden sich im „Lebens-Lauff des seeligen Herrn Hoff-Rath Benjamin Neukirchs“ im 1. Teile der Ansbacher Oktavausgabe der Neukirchschen Telemachübersetzung 1739 (auch den spätern Oktavausgaben vorgedruckt) und in Gottscheds Vorrede zu den von ihm herausgegebenen „Auserlesenen Gedichten“ Neukirchs (Regensburg 1744). Beide Quellen ergänzen sich gegenseitig, widersprechen sich aber auch teilweise. Gottsched bezieht sich nirgends auf den „Lebenslauf“. Die späteren Biographieen Neukirchs bieten nichts Neues. In neuerer Zeit hat Ludwig Fulda im 39. Bde von Kürschners Nationallitteratur („Die Gegner der 2. schlesischen Schule“ Teil II) eine zu wohlwollende litterarische Würdigung Neukirchs mit einer biographischen Skizze gegeben, die einige neue Einzelheiten nach privaten Mitteilungen des Herrn Landgerichtsdirektors Schnizlein in Ansbach enthält. Erich Schmidts biogr. Notiz in ADBbd 23 ist sehr knapp, sein Urteil etwas zu streng. Neue gedruckte oder handschr. Notizen über Neukirchs Leben waren mir mit Ausnahme eines bereits von Fulda benutzten Manuskriptes, das mir Herr Landgerichtsdirektor Schnizlein in Ansbach in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte, u. das manches Neue enthält, nicht zugänglich. Die Nachforschungen, die die Stadtbibliothek in Breslau in ihrem Archiv, in den Schulprogrammen, Matrikeln u. a. schulgeschichtlichen Quellen des Elisabethen- u. Magdalenen-Gymnasiums daselbst

strator des Ortes, vielleicht was wir bey uns einen Gerichtshalter oder Amtsverwalter nennen, gewesen ist,“ [1]) war ein Sohn Georg Neukirchs, des ehemaligen Pfarrers von Ratschkau im Fürstentum Glogau, und wurde später Ratsherr und Notarius Publicus in Bojanova. Seine Mutter, Ursula Mariana, war eine Tochter des Bürgermeisters und Landschreibers Tobias Roydt [2]) zu Herrnstadt in Schlesien und seiner Gemahlin Ursula geb. von Pusch. [3]) Väterlicher- wie mütterlicherseits stammte somit unser Neukirch aus angesehener — in der seines Vaters war, wie er selbst humoristisch erzählt, [4]) der Pfarrerberuf Tradition —, aber offenbar in bescheidenen Verhältnissen lebender Familie, wie aus seiner gelegentlichen Äusserung, er habe aus seiner Vater-

---

veranstalten liess, hatten leider nur ein negatives Resultat. Ebenso konnte mir vom evangel.-protestant. Pfarramt zu Bojanowo nur ein negativer Bescheid werden, da alle Kirchen- und Schulakten aus dem 17. Jahrh., mit Ausnahme der Kirchenbücher von 1670 an, infolge wiederholter Feuersbrünste in dieser Stadt zerstört sind (persönl. Mitteilung des Herrn Pastor prim. Engelmann).

[2]) Der „Lebenslauf“ giebt als Geburtstag fälschlich den 25. März an.

[1]) Gottsched S. 6 (unpag.) der Vorrede zu Neukirchs auserlesenen Gedichten.

[2]) So bei Gottsched; der „Lebenslauf“ hat deutlich „Koydt“, doch wird wohl Druckfehler vorliegen. „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, welche Sprache, Beredsamkeit u. Dichtkunst der Deutschen betreffen“ Leipzig 1744 St. 4 S. 652 haben, allerdings im Anschluss an Gottsched, Ursula, Mariana, geb. Reytinn.

[3]) Näheres über die Familie N. habe ich nicht konstatieren können. Ein Bruder unseres N. wird von ihm selbst in den „Galanten Briefen u. Gedichten“ Coburg 1695 S. 38 erwähnt. Ausserdem findet sich in der Matrikel des Breslauer Elisabethans unterm 23. Nov. 1677 der Eintrag: „Johannes Georgius Neukirch, Bojanova Polonus, D. Tobiae Neukirchii Notarii ibidem filius, primanus factus.“ Derselbe „Georgius Neukirch“ erscheint auch in einem Programm des Elisabethans vom 17. März 1678 (Mitteilung der Stadtbibliothek zu Breslau). Dieser Johann Georg wäre also ein älterer Bruder unseres N. und wird wohl mit dem in den Gal. Briefen genannten identisch sein.

[4]) Gal. Br. u. Ged. S. 69.

stadt „nichts als ein Blatt Papier und einen Kiel getragen“ [1]) und aus seiner späteren kümmerlichen Lage zur Genüge hervorgeht. Doch konnte infolge Unterstützung vonseiten hoher Gönner, unter denen sich besonders ein Herr von Bojanowski [2]) in Bojanova ausgezeichnet zu haben scheint, dem jungen Benjamin eine in jeder Hinsicht gute Erziehung zuteil werden. Am 19. März 1673 kam er in die Schule seiner nunmehrigen Vaterstadt Bojanova und später in das damals weit berühmte Gymnasium [3]) nach Breslau, von wo er im Jahre 1682 in die evangelische Schule zu Thorn übertrat. Einige Jugendfreunde, die er später gelegentlich in seinen Briefen erwähnt, [4]) mag er wohl hier gefunden haben. Auch wagte er hier, angeregt durch die Lektüre seines Landsmannes Opitz, seine ersten dichterischen Versuche, die nach dem „Lebenslauf“ „sehr fein und des Druckes würdig“ geraten sein sollen, und legte durch eifriges Studium der lateinischen und griechischen Autoren die Grundlage zu seinen späteren umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiet des klassischen Altertums. Nach zweijährigem Aufenthalt in Thorn kehrte er in die Heimat zurück, um alsbald die Universität Frankfurt a O. zu beziehen, wo er sich unter dem berühmten Juristen Samuel Stryk,[5]) dessen „wissenschaft ist lauter werck und that“, und dem Historiker, Philologen, Staatslehrer und Theologen Joh. Christ. Becmann [6]) dem Studium der Rechte, Geschichte und Staatswissenschaften widmete. Auf Unterstützungen vonseiten

---

[1]) Im Gedicht auf die Geburt des sächs. Churprinzen Friedr. August. s. Gottsched a. a. O. S. 188.

[2]) Gal. Br. u. Ged. S. 37 f. u. 73 ff.

[3]) Wann er nach Breslau kam, u. welches der beiden Gymnasien er besuchte, konnte schon Gottsched nicht mehr feststellen. Die Nachforschungen der Stadtbibl. zu Breslau hatten, wie bereits erwähnt, keinen Erfolg. Wahrscheinlich wird er, wie sein Bruder, das Elisabethan besucht haben.

[4]) G. Br. u. Ged. S. 39 u. 67.

[5]) S. ADBbd 36, S. 699 ff.

[6]) S. ADBbd 2, S. 240 f.

des Chur-Brandenburgischen Hauses angewiesen,[1]) mochte er wohl auch der Poesie, die er neben seinen Studien eifrig betrieb, und in der allmählich seine Landsleute Hofmanswaldau und Lohenstein für ihn vorbildlich zu werden begannen, einen Teil seines Unterhaltes zu verdanken haben. Im Jahre 1687 kehrte er nach Breslau zurück[2]) und liess sich durch den Rechtsgelehrten und Sekretär Seidel zur Übernahme einer Advokatur in dieser Stadt bewegen, die er jedoch bald wieder unbefriedigt niederlegte. Die Beschäftigung mit der Poesie, durch die er sich, wie es scheint, in Breslau rasch einen Namen machte, brachte ihn zum Entschluss, sich auf eine andere und vielleicht leichtere Art eine gesicherte und angesehenere Lebensstellung zu erwerben. Er wandte sich um die Mitte des Jahres 1691 nach Frankfurt a/O. zurück — dass er sich 1689 und 1690 zur Herausgabe des Lohensteinschen Arminius in Leipzig aufgehalten habe, wie Gottsched behauptet, wird durch eine Reihe in diesen Jahren entstandener Gedichte auf den Tod angesehener Breslauer Persönlichkeiten sowie durch eine Stelle der Vorrede zum 1. Teil des Arminius, wo er von

---

[1]) Darauf deuten die Verse:

„Denn was beseufzet sonst mein brennendes Verlangen,
Als dafs mein Friederich mir seinen Schutz entzeucht:
Der milde Friederich, der da ich ausgegangen,
Auf hohen Schulen mir das erste Brodt gereicht."

aus den „von Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg geschützten Nachtigallen" s. des „Herrn v. Hoffmannswaldau u. anderer Deutschen auserlesene Gedichte" (in Zukunft citiert HS) I, S. 212 ff.

[2]) Von Frankfurt a/O. soll sich Neukirch nach Gottsched Studien halber nach Halle begeben haben, u. zwar glaubte Gottsched dies aus der auf Stryk sich beziehenden Stelle (HS I, S. 117):

„Ich habe, grosser Mann, zehn Jahre dich gekannt
Und drei Jahr' dich gehört"

schliessen zu dürfen. Doch war Stryk erst seit 1692 in Halle, das auch in diesem Jahre erst zur Universität erhoben wurde. Die Stelle bezieht sich auf Frankfurt a/O., wo Stryk von 1682—1690 Professor u. Ordinarius der juristischen Facultät war.

„unserem“ Breslau spricht, widerlegt — und gab hier öffentlichen Unterricht in der Poesie und Wohlredenheit. Durch junge brandenburgische Adelige, die sich unter seiner zahlreichen Zuhörerschaft befanden, hatte er das Glück, dem Hof zu Berlin bekannt zu werden, wohin er sich auch nach dem „Lebenslauf“ Ende des Jahres 1692 begeben haben soll. Doch muss er sich (nach G. Br. u. Ged. S. 23 u. 38) schon Ende 1691 und Anfang 1692 vorübergehend in Berlin aufgehalten haben, falls er sich nicht, was allerdings weniger wahrscheinlich ist, schon damals dauernd dort niederliess. Hier wo um diese Zeit unter der Regierung des eiteln und prachtliebenden Churfürsten Friedrich III. und seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte den Künsten und Wissenschaften vor allen andern deutschen Fürstenhöfen ein „Augustisch Alter“ blühte, wo Friedrichs Erzieher Eberhard von Danckelmann, der Geheime Rat von Fuchs, der Kammersekretär von Ilgen, der Oberhofmarschall von Rauter, der Dichter Canitz u. a. tonangebende Persönlichkeiten waren, und Johann von Besser mit bedeutendem poetischen und noch grösserem pekuniären Erfolg dichtete, hoffte auch Neukirch im Vertrauen auf seine Empfehlungen und seine Muse, die eine starke Neigung nach oben verspürte, sein Glück zu machen. Und er scheint thatsächlich in Berlin ein gewisses Entgegenkommen gefunden zu haben; er kam — an Bitt- und Schmeichelbriefen und -gedichten liess er es ja nicht fehlen — in Beziehung zu verschiedenen einflussreichen Persönlichkeiten, die ihm schon jetzt die Aussicht auf eine Professur eröffneten. Besonders nahm sich der gewesene Oberhofmarschall von Rauter seiner an und liess ihm, wie aus verschiedenen Briefen aus den Jahren 1692 und 1693 hervorgeht,[1]) mannigfache, in erster Linie wohl pekuniäre Unterstützung zuteil werden. Dass Neukirch damals auch mit Canitz in Berührung gekommen sei, wie gewöhnlich angenommen wird, ist unrichtig. Es findet

[1]) S. G. Br. u. Ged. S. 23, 49, 53.

sich dafür weder in den Briefen noch in den Gedichten Neukirchs aus jener Zeit auch nur der geringste Beweis. Canitz ist im Gegensatz zu Danckelmann, Fuchs, Rauter und selbst Besser nirgends erwähnt, auch war er in den Jahren 1692 u. 1693 meist von Berlin abwesend; und dass die damaligen Gedichte Neukirchs nichts weniger als Spuren Canitzschen Einflusses zeigen, werden wir noch sehen.

Indes liess die versprochene Anstellung lange auf sich warten, und Neukirch, der, wie es scheint, keine andere Erwerbsquelle als das Geld seines Gönners hatte, geriet in eine äusserst bedrängte Lage. „Es gehet mir vollends so wunderlich“, schreibt er um diese Zeit an seinen Freund Blivernitz (G. Br. u. Ged. S. 39), „dafs ich schon dreymal Beförderung gehabt, aber auch dreymal meine Hoffnung wieder verlohren, und also nicht weifs, was ich vorhin gewesen, nicht was ich bin, noch was ich hin künfftig seyn werde.“ Er musste das ganze damals sprichwörtliche Poetenelend durchkosten, klagte bei seinem Gönner über die Verachtung der Poesie bei Hofe, der seinen Bittschriften offenbar gar keine Beachtung schenkte, und verglich sein Schicksal in gewagter Weise mit dem der Philomele, nicht ohne dieser zu versichern:

„Frage, wo du willst, nur Bäume, Gras und Stein,
Die alle werden dir, die alle werden sagen:
Dass meine Seufzer nichts als Ehr' und Tugend sein:
Und dafs ich darum mich in heissen Thränen bade;
Weil meine Poesie mit Schimpfe betteln geht,
Und jede Wissenschaft in Friederichs Genade,
Sie aber noch allein in keinen Diensten steht.“ [1])

Gottsched misst die Hauptschuld an der langjährigen Zurücksetzung, die Neukirch am Berliner Hofe widerfuhr, wohl nicht mit Unrecht den Intriguen und der Scheelsucht des Hofdichters Besser bei. Nach der von J. U. v. König ge-

---

[1]) Aus „den v. Sr. Churf. Durchl. geschützten Nachtigallen“ HS I, S. 212 ff.

gebenen Charakteristik Bessers wird diese Ansicht sehr wahrscheinlich, auch wird sie noch gestützt durch die Thatsache. dass Besser wiederholt an ihn gerichtete Bittbriefe Neukirchs, den er persönlich kannte, keiner Beantwortung würdigte. [1]) Überdies findet sie schon in der ungeheuren Einträglichkeit der Berliner Hofpoetenstelle, [2]) wobei es naturgemäss Rivalen möglichst fernzuhalten galt, eine mehr als genügende Begründung. Andererseits hatte aber auch der Brandenburger Hof gar keinen Grund, aus der Legion der ihn andichtenden und anbettelnden Hungerleider gerade dem einen Neukirch seine besondere Huld zuzuwenden.

Die Not zwang Neukirch schliesslich. Berlin zu verlassen; und er begab sich im November 1693 an die neu errichtete Friedrichsuniversität nach Halle. wo er seine in Frankfurt begonnenen Vorlesungen wieder aufnahm. Hier traf er seinen alten Lehrer Samuel Stryk als Direktor der Universität wieder und klagte ihm, dass „die Sorgen ihm die Kräfte schon verrüttelt“ hätten. Als Begleiter des Kammerherrn Freiherr von Riedel unternahm er dann in den Jahren 1694 und 95 Reisen. über deren Ziel nichts bekannt ist. Möglich ist es, dass sie ihn nach Frankreich. vielleicht nach Paris, dem Hauptziel und Ideal der jungen deutschen Adeligen jener Zeit, führten, und dass er so die Werke der modernen Franzosen, insbesondere die Boileaus, mit dem er sich damals beschäftigte, im Lande ihrer Ent-

---

[1]) S. G. Br. u. Ged. S. 78 f.

[2]) Zur Illustration einige Beispiele aus Bessers Biographie im 1. Bd. von „Des Herrn von Besser Schrifften“ hsg. v. J. U. König. Leipzig 1732. 1681 erhielt Besser für das Gedicht auf die Erbhuldigung Friedrich Wilhelms die Bestallung als wirkl. Legationsrat u. jährlich 300 Thaler. Für ein Gedicht auf den Tod der Frau von Danckelmann erhielt er 200 Th., 1694 für ein Lobgedicht auf Danckelmann von diesem 700 Th. u. im nächsten Jahre wieder 200 Th. Das Hochzeitsged. auf d. Vermähl. der Brandenburg. Churprinzessin im Jahre 1700 brachte ihm 1000 Th., das Krönungsged. auf Friedr. I. 2000 Th., das Trauerged. auf Sophie Charlotte 3000 Th. etc. etc.

stehung selbst kennen lernte. Bei seiner Rückkehr wandte er sich wahrscheinlich nach Leipzig, wo er die Herausgabe von des „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen Gedichten“ begann, und übernahm im folgenden Jahre die Stelle eines Hofmeisters bei des sächsischen Premierministers von Haugwitz einzigem Sohne, mit dem er sich nach Berlin begab, um ihn dort drei Jahre lang zu unterrichten und sich nun dauernd in dieser Stadt niederzulassen. Das Jahre 1698 brachte noch einen, wohl nur vorübergehenden Aufenthalt in Leipzig, [1]) im übrigen schlug sich Neukirch bis zum Jahre 1703 mit der Erziehung junger Herren, besonders vom schlesischen Adel, so der „Gebrüder und Vettern“ Freiherren von Stosch [2]) und Schweidnitz, recht kümmerlich durch und sammelte Erfahrungen für seine spätere Satire „Wider die Kinderzucht“. Daneben besang er in aufdringlichen Bittgedichten die wichtigen und unwichtigen Ereignisse des Hofes und klagte dem Kurfürsten und Könige:

„Wie kommt es denn o Held! dass da ich von dir schreibe,
Ich unter tausenden allein verlassen bleibe? . . .
Doch thue, was du wilst. Ich ändre nicht den Sinn.
Ich liebe dennoch dich, ob ich gleich elend bin.“

Auch die kaum wahrscheinliche Vermutung:

„Bin ich gleich nicht Virgil, wie du August auf Erden,
So könnt ich es doch wohl bey deinen Thaten werden“

liess er sich nicht entgehen und erklärte mit kriechender Selbsterniedrigung:

---

[1]) Vgl. des Herrn v. Besser Schrifften hsg. v. König. 1. Bd. Neuer Vorbericht S. XXIV, wonach Neukirch zu der von Gottfried Wagner verfertigten Übersetzung des englischen Dichters Faithfull Teate die Vorrede schrieb, „als er sich dazumahl in Leipzig aufhielt.“ Diese Übersetzung mit Neukirchs Vorrede erschien Leipzig 1698.

[2]) Einen Herrn v. Stosch, vielleicht der Vater seines Zöglings, hat Neukirch wiederholt angedichtet so: HS I, S. 222 u. HS III, S. 246 ff.

„Versage mir das Brot, das von der Tafel fällt,
Ich singe dennoch fort. Ja ich will, Grosser Held,
Solt' ich noch ärmer seyn, solt' ich auch Hungers sterben,
Doch die Unsterblichkeit durch deinen Ruhm erwerben." [1])

Ja der doch zweifellos begabte und leistungsfähige Mann war sogar charakterlos genug, selbst Besser, der ihn seine Missachtung deutlich genug hatte fühlen lassen, im Jahre 1700 in einem Lobgedicht: „Dancksagung der Venus" [2]) zu verherrlichen. Dabei vergass er jedoch nie hervorzuheben, wie sehr er selbst von der Unwürdigkeit des Bettelpoetentums überzeugt sei. Indessen hatten seine Huldigungsgedichte zunächst keinen weiteren Erfolg, als dass sie bei Hofe vorgelesen wurden, wobei „der Sänger den Lohn, der Verspatron den Ruhm, er aber nichts davontrug," [3]) und dass ihm der Hof zu verstehen gab, wie sehr er der fortwährenden Betteleien überdrüssig sei.

„Das klinget, spricht man, nicht wie man bei Hofe schreibet:
Mach es doch wie Virgil, der stets beim Lobe bleibet,
Und keiner Noth erwehnt."

Aber Neukirch giebt die Erklärung:

„Ja, denck ich, weil August,
Eh Maro sie gefühlt, ihr vorzubaun gewust.
Schafft nur Maecenen her, die mich nach Hofe bringen,
Die sorgen, eh ich schrey, so will ich anders singen." [4])

Endlich im Jahre 1703 [5]) erfolgte seine Ernennung zum Professor der Poesie und Wohlredenheit an der neu errichteten Ritterakademie zu Berlin. Viel besser scheint

---

[1]) S. HS VI, S. 210.

[2]) Dieses Gedicht findet sich nur im 2. Bde. von „Des Herrn v. Besser Schrifften". S. 623.

[3]) Aus der Satire „Wider sich selbst."

[4]) Ebd.

[5]) Gottsched verlegt in seiner Vorrede die Anstellung Neukirchs erst in das Jahr 1708, was jedoch, wie aus der Satire „Wider sich selbst" hervorgeht, unrichtig ist.

seine Lage dadurch freilich auch nicht geworden zu sein. Die Besoldung war kärglich und blieb übrigens oft zur richtigen Zeit aus, Hunger und Gläubiger machten sich in gleich unangenehmer Weise fühlbar. In seiner Satire „Wider sich selbst“ weiss uns Neukirch mit beredtem Munde ein eindringliches Bild seiner damaligen Leidenszeit zu entwerfen.

> „Hast du am Gelde wenig,
> So friss, so trincke nicht, so borge keine Schuh,
> So meide Bett und Tisch, und auch das Haus dazu“,

rieten ihm seine Gläubiger in wohlmeinender Absicht, seine Freunde meinten:

> „Du hast . . . verdienet,
> Was dir jetzt widerfährt, hat nicht dein Glück gegrünet? . . .
> Du warst ein Advokat das hättst du sollen bleiben,“

und er selbst riet seinem Freunde:

> „Lass doch, Lysander, ab, mit Reimen dich zu plagen,
> Und einer Bettel-Kunst, halb rasend nachzujagen,
> Die zwar die Phantasey durch süsse Träume rührt,
> Dich aber auf den Weg der Hungerwiesen führt.“ [1])

Doch fühlte er sich nicht bewogen, einem dieser Ratschläge zu folgen, von denen doch der seiner Freunde sich mit seiner dichterischen Thätigkeit sehr wohl hätte vereinbaren lassen. Der Titel eines Königl. preussischen Akademieprofessors übte eben auf ihn einen zu starken Reiz aus, als dass er ihm hätte entsagen mögen. Mit dem Jahre 1703 hören übrigens die Bittgedichte Neukirchs fast auf. Der Hof scheint ihm seinen Unwillen über die fortwährenden Betteleien ziemlich unzweideutig zu verstehen gegeben zu haben. Wenigstens legt eine Stelle der Satire „Wider sich selbst“ diese Deutung nahe:

---

[1]) Anfang der Satire „Auf unverständige Poeten.“

„O Zeiten! ruf' ich aus. Jedoch was will ich machen?
Die Wahrheit und der Tod sind gleich verhasste Sachen.
Wer, wenn der Schuh ihn drückt, allhier nicht schweigen kann,
Der geh' und gebe sich nur bei den Läufern an,
Und lasse sich bei Zeit die Kunst zu springen weisen,
Damit er ohne Post kann aus dem Lande reisen."

So hielt er denn in den nächsten Jahren seine Vorlesungen an der Akademie und lieferte zu den Ereignissen des Hofes seine Gratulations- und Trauergedichte, stets mit Beifall, aber ohne materiellen Erfolg. Er hielt sich dann, wie es scheint, eine Zeit lang in Breslau auf,[1]) wo er sich mit eigenen Augen von dem Wohlstand seiner früheren Kollegen im Advokatenstand überzeugen konnte, nicht ohne seinem Abscheu gegen dieses „Wucher"handwerk Ausdruck zu geben, und kehrte im Jahre 1708 auf Bitten seiner Freunde in Berlin dorthin zurück, um zur dritten Vermählung König Friedrichs I. ein Huldigungsgedicht zu liefern und „wie ein Schütz, der zehnmahl fehl gegangen", noch einmal sein Glück zu versuchen. Das Gedicht gefiel und brachte ihm sogar, es war das erste Mal, einen materiellen Erfolg, aber nur von 50 Thalern, eine allerdings klägliche Summe im Verhältnis zu denen, die Besser für seine Machwerke erhielt. In den folgenden Jahren blieb er, vielleicht mit kleinen Unterbrechungen, in Berlin und legte die Erfahrungen, die er bis jetzt in seinem Leben gesammelt hatte, in seinen Satiren nieder. So blieb es bis zum Jahre 1713, in dem Friedrich I. starb, „Preussens Salomo", durch

[1]) Ich schliesse das aus einer Stelle der Satire „Wider sich selbst". Er verlässt Berlin, heisst es dort, und begiebt sich „in ein Land, wo bessere Zeiten" sind. Er kommt in eine Stadt u. findet einen alten Freund, einen Advokaten. Von dieser Stadt heisst es:

„Hat dir nicht diese Stadt den wahren Weg gezeigt,
Wie man von unten zu auf hohe Thürme steigt?
Du warst ein Advokat, das hättst du sollen bleiben,"

was sich nach dem, was wir bereits wissen, nur auf Breslau beziehen kann.

dessen Tod, „der alles umgekehrt“, Neukirchs „Glück und ganzer Ruhm verzehrt“ [1]) ward. Seine Einnahmen scheinen nun noch unsicherer geworden zu sein, und als Friedrich Wilhelm I. die Berliner Ritterakademie im Jahre 1718 gar aufhob, sah er sich wieder völliger Brotlosigkeit ausgesetzt. Doch noch in demselben Jahre sollte er das Ziel erreichen, das er so lange umsonst angestrebt hatte, er wurde unter Ernennung zum Hofrat als Erzieher des damaligen, am 12. Mai 1712 geborenen Erbprinzen Karl Wilhelm Friedrich nach Ansbach berufen und kam so endlich in unmittelbare Beziehung zu einem Hofe. Merkwürdig genug war diese Wahl, und fast scheint es, als ob der preussische Hof seine Hand mit im Spiele gehabt hätte, um Neukirch auf gute Art los zu werden. Doch verwaltete dieser sein neues Amt gewissenhaft und pedantisch und allem Anschein nach zur Zufriedenheit des Hofes 10 Jahre lang. Er dichtete seinen Zögling in Fénelonisierenden Gedichten an und übersetzte für ihn, ein Beweis dafür, wie ernst er seinen Beruf nahm, den Telemach in Alexandriner, von dem der Hof durch Vorschuss einer bedeutenden Summe eine Prachtausgabe in fol. herstellen liess. Seine Erziehungsmethode war naturgemäss nüchtern und ledern, und die Folgen zeigten sich an dem jungen Prinzen. [2]) Im Jahre 1728 erhielt Neukirch die Erlaubnis, sich mit Beibehaltung seines „völligen, reichlichen Gehaltes“ [3]) vom Hofe zurückzuziehen. Indes konnte er die Ruhe nicht mehr lange geniessen, seine Körper- und Gemütskräfte waren durch die Entbehrungen, die ihm das Leben gebracht hatte, sehr erschüttert, er kränkelte und starb als Junggeselle, kaum ein Jahr nachdem er den Hof verlassen hatte, am 15. August 1729, wenige Monate nach dem Tode seines ehemaligen Rivalen Besser. Seine Be-

---

[1]) Aus der Satire: „Auf unverständige Poeten.“

[2]) S. Karl Heinrich v. Lang: Geschichte des vorletzten Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ansbach 1848. S. 57 ff.

[3]) Aus dem „Lebenslauf.“

gräbnisstätte auf dem Ansbacher Friedhofe ist nicht bezeichnet.[1])

Auffallend ist es, dass Neukirchs, des bei seinem Leben Vielgepriesenen und Weitberühmten, Tod von keinem Dichter besungen wurde. Folgendes Epigramm giebt uns die Erklärung:

„Cur nullus prodit Neukirchi in funere lessus?
Oppressi luctu Musae et Apollo silent.“[2])

Nur der Schlesier Gottfried Benjamin Hancke, einer der begeistertsten, aber vielleicht auch der unkritischste Anhänger Neukirchs weihte seinem toten Freunde ein Sonett. Es lautet:[3])

„Weine, werthes Schlesien! weint, betrübte Pierinnen:
Denn dein Sohn und euer Dichter geht aus dieser Sterblichkeit.
Unerbittliches Verhängniss! machst du keinen Unterscheid?
Kan ein Mann von so viel Geist und von so geübten Sinnen
Deiner harten Grausamkeit keine Nachsicht abgewinnen?
Doch ihr mehr als tauben Parcen, ob ihr gleich so grausam seyd,
So trotzt Neukirchs hoher Ruhm durch die Gunst der Castalinnen
Alle Missgunst seiner Feinde, ja Verwesung, Grab und Zeit.
Doch ihr Dichter saget mir: warum wolt ihr alle schweigen?
Wolt ihr euer Mitleid nicht gegen einen Schwan bezeigen,
Der die Kunst, recht wohl zu singen, eurer Zunfft eröffnet hat?
Auf! sucht durch ein Ehren-Lied die Verdienste zu belohnen;
Doch ersparet euch die Müh: Neukirch bat, wie Passerat,[4])
Ihn mit schlechter Reimerey nach dem Tode zu verschonen.“

Der Ansbachische Hof, der, wie wir noch sehen werden, sich überhaupt für die Dienste Neukirchs sehr erkenntlich zeigte, wird wohl auch die Kosten seines Begräbnisses ge-

[1]) Aus dem Manuskript des Herrn Landgerichtsdirektors Schnizlein.

[2]) S. Vocke: Geburts- u. Totenalmanach Ansbachischer Gelehrten, Schriftsteller u. Künstler. Augsburg 1796. S. 242.

[3]) S. Gottfried Benj. Hanckens Gedichte. 2. Teil. Dresden u. Leipzig 1731. S. 48 u. 49.

[4]) Jean Passerat (1534—1602), französischer Satiriker und Lyriker. Einer der Verfasser der Satire Ménippée.

tragen haben, denn Neukirch starb ohne Verwandte und vertraute Freunde, und sein Nachlass war verschuldet, so dass das Konkursverfahren eröffnet werden musste, das erst im Jahre 1741 sein Ende erreichte.[1]) Die wenigen Jahre sicheren Einkommens hatten nicht ausgereicht, die Schäden der früheren ganz auszumerzen. Die Schicksale seines litterarischen Nachlasses, die uns hier allein interessieren, werden wir später behandeln. —

Noch spärlicher wie die Nachrichten über Neukirchs Lebensschicksale sind die Züge, die uns unsere Quellen zu einem Bilde seiner Persönlichkeit und seines Charakters liefern. Er war von kleiner Statur, scherzhaft meint er einmal (G. Br. u. Ged. S. 11), er müsse sich „mit dem Exempel des kleinen David trösten“, und „zeigte immer ein ernstes Gesicht“, dessen Ausdruck und Hagerkeit deutlich genug die Spuren eines entbehrungsreichen Lebens trugen. So wird er uns geschildert, so zeigt ihn auch der Kupferstich,[2]) der dem 1. Teile der Oktavausgabe des Telemach und der Gottschedschen Ausgabe beigegeben ist. Dieselbe Ernsthaftigkeit trug auch sein Wesen; Fremden gegenüber war er „stille und von wenig Worten“, heiterer nur im Kreise seiner Freunde, deren er jedoch nur wenige wirklich intime gehabt zu haben scheint. Er war pedantisch und moralisierend, zum Lebe- und Hofmann fehlte ihm alles, auch gegen die Liebe scheint er, abgesehen von seinen Studentenjahren, unempfindlich gewesen zu sein. Er war ein Mann von entschiedener Begabung und „mannigfacher Gelahrtheit“ und in allen Teilen der Wissenschaften, besonders aber in den schönen, bewandert. Gerühmt wird seine Stärke in der Historie, Staatsgelehrsamkeit, Poesie und Wohlredenheit. Ihr verdankte er seine Ernennung zum Mitgliede der im Jahre 1700 gegründeten Königl.

[1]) aus d. Manuskript des H. Landgerichtsdirektors Schnizlein.

[2]) Der Kupferstich ist angefertigt nach einem von dem damaligen Ansbacher Hofmaler J. Chr. Sperling hergestellten Gemälde Neukirchs, das jetzt verloren ist (aus d. Manusk. Schnizleins).

Preussischen Sozietät der Wissenschaften. Er beherrschte die lateinische und griechische Litteratur, kannte von gleichzeitigen ausländischen besonders die italienische und französische und besass reiche Kenntnisse auf dem Gebiet der zeitgenössischen deutschen, deren Wert gegenüber der französischen er wie die meisten seiner Zeit sehr energisch betonte, ohne ihr aber mit der damals üblichen Kritiklosigkeit gegenüber zu stehen. Seine Kenntnisse der mittelalterlichen Litteratur waren von der im 17. Jahrhundert allgemeinen Mangelhaftigkeit, sein Urteil über Hans Sachs das damals geläufige. Der französischen und italienischen Sprache und, wie es scheint, auch der englischen war er mächtig. Ein hervorstechender Charakterzug ist seine, allerdings nicht selten forciert erscheinende Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, die man loben könnte, wenn sie nicht zu oft zur charakterlosen Selbsterniedrigung ausgeartet und häufig genug der Ausfluss einer unangenehmen Streberei gewesen wäre, die in seinem Leben eine sehr hervorragende Rolle spielte. Sie veranlasste ihn, sich, obwohl Bürgerlicher, an den Hof zu drängen, an den er nicht passte, und dort trotz Hunger, Not und Zurücksetzung, die er erleiden musste, auszuharren, bis er schliesslich, unterstützt von einer grossen Biegsamkeit, einer nicht allzu bedeutenden Charakterfestigkeit und einem unbestreitbaren Geschick, alle Menschen zum eigenen Vorteil auszunützen, sein angestrebtes Ziel erreichte. Leider war die höfische Schmarotzerei Charakteristikum jener Zeit überhaupt, und Neukirch kann als Beispiel dienen, wie sie mehr und mehr auch unter den bürgerlichen Dichtern, die von Hause aus zum Hofe in keiner Beziehung standen, sich geltend machte. Nur das Streben, die Höfe für die deutsche Litteratur wieder zu interessieren und diese dadurch zu fördern, kann als Entschuldigung für die Schmarotzerei angeführt werden. Und dieses Streben, das zwar häufig genug als Deckmantel für persönliche Interessen herhalten musste, müssen wir auch Neukirch bis zu einem gewissen Grade zugestehen.

So ist Neukirchs Charakter ganz ein Produkt seiner Zeit. Das für uns merkwürdige Gemisch von polyhistorischem Wissen und steifer Pedanterie, von niedriger Kriecherei und höherem Streben, wie es uns in seiner Person entgegentritt, ist zwar nicht geeignet, irgend welches tiefere Interesse für ihn zu erwecken, macht ihn aber für uns bemerkenswert als charakteristischen Litteratentypus des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts.

Schriften.

Neukirch entwickelte eine fruchtbare litterarische Thätigkeit. Eine grosse Anzahl von Schriften der verschiedensten Art, in gebundener und ungebundener Rede, sind von ihm erschienen. Fast ebensoviele, aus denen hervorgeht, dass er „sein ganzes Leben hindurch gereimet haben muss“,[1]) befanden sich in seinem Nachlasse und wurden zum grossen Teile niemals gedruckt. Wie die meisten Dichter seiner Zeit fasste auch er erst spät den Entschluss, eine Gesamtausgabe seiner Poesieen zu veranstalten. Die Folge davon war, dass ein grosser Teil seiner Gedichte in fremden Sammlungen erschien, worüber er sich in der Vorrede zum 1. Teile seiner Telemachübersetzung beklagte. „Man geht mit meinen Poesieen sehr unfreundlich um: und man nimmet sich nunmehr die Freyheit, mit Anhängung einiger von meinen Gedichten, seine selbst eigene vortheilhaftiger anzuwerden. Es wird mich wol niemand beschuldigen können, dass ich ihm in diesem Punkte jemals zu nahe getreten: und zum wenigsten hätte ich es mir von meinen eigenen Landsleuten nicht träumen lassen. Man hätte mich doch wol fragen können: 1. ob es mein wahrhafftiges und ausgeführtes Concept wäre? 2. Ob ich nichts daran zu verbessern hätte? Und 3. ob es mein Wille wäre,

[1]) S. Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1782. S. 53.

solche unzeitige Geburthen drucken zu lassen? Ich hätte bey allem gar viel zu erinnern gehabt.“ Er habe sich deshalb, fügt er hinzu, entschlossen, seine gedruckten und ungedruckten Gedichte, soweit er sie noch seines Namens für würdig achte, ans Licht zu geben. Infolge seines Todes unterblieb jedoch die geplante Ausgabe, und es ist nie ein vollgiltiger Ersatz dafür geschaffen worden. Eine Anzahl seiner Gedichte sind auch jetzt noch nur in Sammlungen jener Zeit zugänglich, und bisweilen lässt sich bei nicht unbedingter Sicherheit der Chiffre B. N. die Echtheit eines Gedichtes nicht mehr genau feststellen, zumal da infolge des Fehlens jeglichen handschriftlichen Materials eine sichere Kontrolle nicht stattfinden kann.

Neukirchs Schriften, soweit sie im Drucke erschienen sind, lassen sich in 4 Gruppen einteilen.

1. Schriften, die von Neukirch persönlich herausgegeben, selbständig gedruckt wurden.

Im Jahre 1695 erschienen in Koburg bei Paul Günther Pfotenhauer:

a) „Benjamin Neukirchs galante Briefe und Getichte“,

ein kleiner Oktavband von 5 Bogen Briefen und nicht ganz 3 Bogen Gedichten. Der Eindruck dieses Werkchens war bedeutend, es wurde mehrfach aufgelegt, und die galanten Briefe erschienen noch 1734 als Anhang der 8. Auflage von Christian Junckers „Wohlunterwiesenem Briefsteller zum Gebrauche der Jugend auf Gymnasien und anderen Schulen“. In die noch zu erwähnenden Ausgaben von Neukirchs deutschen Briefen wurden sie ebenfalls aufgenommen. Die galanten Gedichte des Bändchens wurden mit Ausnahme von dreien (S. 25 „an Florimenen“; S. 27—29 „im Namen eines Frauenzimmers“; S. 38—40 „Auf den Geburthstag Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen“) in HSI aufgenommen, ein Teil derselben findet sich auch in Gottscheds Ausgabe der „auserlesenen Gedichte“ Neukirchs.

b) „Unterricht von Teutschen Briefen", dessen erste Auflage „für keinen staatsmann. . . . auch für keinen alten, sondern für unwissende und junge leute geschrieben" im Jahre 1707 [1]) zu Leipzig bei Thomas Fritschen herauskam, nachdem das Buch schon 9 Jahre zuvor entworfen worden war. Die zahlreichen, unveränderten Auflagen (Leipzig 1709, 1721, 1727, 1735; Ulm 1737; Nürnberg 1746, 1760, womit ihre Zahl vielleicht noch nicht einmal erschöpft ist,) zeugen für den Beifall, den auch dieses Werk fand. Von der 2. Auflage an lautete der Titel: „Benjamin Neukirchs Anweisung zu Teutschen Briefen."

c) „Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca, oder: Der seinen Vater Ulysses suchende Telemach, Aus dem Französischen des Herrn Fenelon. In Deutsche Verse gebracht, und mit Mythologisch-Historisch-Politisch- auch Moralischen Anmerckungen erläutert, Von Benjamin Neukirch, Würcklichem Hof-Rath zu Brandenburg-Onolzbach, des Durchl. Erb-Prinzens Ephoro, und Mit-Gliede der Königl. Preussis. Societät der Wissenschaften 1. Theil. Mit Röm. Kayserl. Privilegio. Onolzbach, Gedruckt und zu finden, bey Johann Valentin Lüders, Hoch-Fürstl. privil. Hof- u. Canzley-Buchdrucker MDCCXXVII." fol. mit Kupfern. Die Geschichte dieses ersten, dem Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich, Neukirchs Zögling, gewidmeten Teiles wird zusammen mit der des erst später erschienenen 2. und 3. Teiles weiter unten mitgeteilt werden.

Schliesslich sind hier

d) eine Reihe Neukirchscher Einzeldrucke in gebundener und ungebundener Rede zu erwähnen. Es sind

---

[1]) Die Ausgabe von 1707 wird im „Lebenslauf" als die erste bezeichnet, während Gottsched das erste Erscheinen in das Jahr 1700 setzt, ohne allerdings einen Beweis dafür zu erbringen. Er selbst hat auch eine Ausgabe von 1700 die mir auch sonst nicht bekannt geworden ist, nicht gesehen. Seine Notiz wird also jedenfalls unrichtig sein.

meist Gedichte auf Ereignisse des Hofes, die mit unverdientem Aufwand einzeln auf reichen Folioblättern gedruckt und dem Hofe vorgelegt wurden. Sie alle anzuführen hat keinen Wert. Die Gedichte sind meist in HS und bei Gottsched wieder abgedruckt; Trauerrede und Trauergedicht auf den Tod der Königin Sophie Charlotte befinden sich auch in „Schlesiens fliegender Bibliothek", Frankfurt und Leipzig 1708. 4°. S. 251—281.

2. Schriften, die von Neukirch herausgegeben, nicht selbständig gedruckt wurden.

Hierher gehört die

a) „Vorrede" zum ersten Teile und seine „Lob-Schrifft über den andern theil Arminius des Herrn von Lohenstein",

der 1689 und 1690 zu Leipzig herauskam. Die Vorrede zum 1. Teil, die, wie bereits angeführt wurde, zweifellos in Breslau verfasst ist, trägt, im Gegensatz zur „Lobschrift", nicht die Unterschrift „Benjamin Neukirch". Beide wurden auch der neuen Auflage des Arminius (hsg. von Georg Christian Gebauer, Leipzig bei Joh. Friedr. Gleditschens sel. Sohn 1731) vorgedruckt, die „Lobschrift" steht ausserdem in HSI, S. 198—203; Gottsched hat sie nicht.

Im Jahre 1695 erschien das litterarische Hauptwerk des Lohensteinianers Neukirch:

b) „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bissher ungedruckter Gedichte erster theil nebenst einer vorrede von der deutschen poesie." Leipzig bei Thomas Fritsch.

Herausgeber und „kritischer Redacteur" der Sammlung sowie Verfasser der Vorrede war Neukirch, gesammelt waren die Gedichte vom Verleger.[1]) Die Sammlung, bei

[1]) Vgl. Vorrede zur 2. Aufl. des 1. Teiles Leipzig 1697: „Was .. unlängst (d. i. 1695) in druck gegangen, hat der Herr Verleger selbst gesammlet: ich aber habe dabey nichts mehr gethan, als dass ich etliche

der man den Zweck verfolgte, „ein werck zu verfertigen, welches aus unserer eigenen leute arbeit bestünde, und den leser, wo nicht in allen doch in den meisten stücken vergnügen könte“, enthielt keine „sachen, welche man aus büchern gezogen; sondern die meisten sind entweder noch gar nicht, oder doch nur stückweise gesehen worden.“ [1]) Der Verleger hatte mit der Herausgabe einen guten Griff gethan, die Sammlung wurde bald populär — man nannte sie gemeinhin nur den „neuen Hoffmannswaldau“ [2]) — und wurde in rascher Folge fortgesetzt. Bereits 1697 erschien in dreifacher Auflage der 2. Teil [3]) und die 2. Auflage des ersten. Die ganze Sammlung wurde auf 7 Teile in einer durchschnittlichen Stärke von je 350 Seiten gebracht.[4]) Weitere Teile waren geplant, der 8. Teil war, wie Juncker in der Vorrede zum 7. berichtet, bei dessen Erscheinen bereits druckfertig, ist jedoch nicht mehr herausgekommen. Der Beifall, den sie fand, war übrigens kein unbestrittener. Man warf ihr Verletzung der Wohlanständigkeit vor, Neukirch und der Verleger wurden persönlich angegriffen, eine anonyme Verteidigungsschrift folgte, und das ganze Werk

unverständliche örter verbessert, unterschiedene von meinen gedichten mit eingestreuet, u. gegenwärtige vorrede beygefüget.“

[1]) S. vorr. z. 1. Teil.

[2]) S. vorr. zum 6. Teil. — Neukirch nannte die Sammlung später merkwürdigerweise „Bresslauische Sammlung“ (s. seine „Gedancken von Richtigkeit u. Vollkommenheit der teutschen Sprache“ in „des Herrn v. Hohbergs Beytrag zum Schlesischen Helicon“, Sorau 1733. S. 297 u. 298.)

[3]) Die 3 Aufl. des 2. Teiles vom Jahre 1697 stimmen im Inhalt überein. Die eine ist erschienen: „Leipzig bey Thomas Fritsch 1697“ (citiert: Ausgabe Fritsch 1697), die beiden andern: „Leipzig bey Thomas Fritschen 1697“ (citiert: Ausg. Fritschen 1697). Die Ausgabe Fritsch ist die ältere und von S. 192 ab falsch paginiert. Die Ausgaben Fritschen differieren infolge verschiedenen Druckes in der Seitenzahl.

[4]) Zu den Goedecke, Grd. III., S. 269 angeführten Auflagen der einzelnen Teile ist ausser der von Ettlinger (a. a. O. S. 118 a. 30) namhaft gemachten Auflage des 4. Teiles vom Jahre 1704 noch eine weitere des 2. Teiles vom Jahre 1697 u. eine des 6. vom Jahre 1722 hinzuzufügen.

wurde sogar eine Zeit lang verboten.[1]) Neukirch selbst gedenkt in einem Zusatz zur Vorrede des 1. Teiles in dessen 2. Auflage dieser Vorwürfe und beruft sich auf seine schon 1695 gegebene Erklärung: „Allzufreye gedancken habe ich in dieses werck nicht eingerückt, und diejenigen, so man etwan bissher darinnen gelesen, waren nicht allein ohne mein wissen, sondern auch wider meinen willen, mit eingeschlichen“; eine allerdings sonderbare Entschuldigung. Enthält doch der 1. Teil von HS unter anderem auch Bessers „Ruhestatt der Liebe“, das „Lustgespräch zweyer hertzlich verliebten Personen“ und Neukirchs eigenes Gedicht „An Charatinen“.

Die Sammlung sollte nun nach der Absicht Neukirchs in erster Linie Gedichte Hofmanswaldaus enthalten. Somit war der Name des Hauptes der 2. schlesischen Schule im Titel der Sammlung zunächst ganz berechtigt und doch mehr als buchhändlerische Reklame, wie Ettlinger a. a. O. S. 23 annehmen möchte. Auch der 2. Teil enthält noch eine ziemliche Anzahl Hofmanswaldauscher Gedichte, und auf mehr als zwei Teile hatte man bzw. hatte Neukirch die Sammlung ursprünglich, wie es scheint, nicht berechnet. Wenigstens spricht er in der Vorrede zum 1. Teil nur von der Möglichkeit des Erscheinens eines zweiten. Ausser Gedichten Hofmanswaldaus (C. H. v. H.) enthält die Sammlung auch solche von Lohenstein (D. C. v. L.), Mühlpfort (H. M.), Besser (seine Gedichte stehen immer anonym, gewöhnlich mit ††† oder *** bezeichnet), Neumeister (E. N.), Canitz (von ihm nur die Übersetzung der 5. Satire Boileaus

---

[1]) Näheres s. bei Ettlinger a. a. O. S. 25 f. u. 50 f. Hingewiesen sei noch auf eine Bemerkung Neukirchs in der Vorrede zu G. Wagners Übersetzung von „Ter Tria . .“ des Engländers Faithfull Teate. Leipzig 1698. Es heisst dort:

„Nachdem man auch die auserlesenen Gedichte der Teutschen mit so vielem Koth und Unflath besudelt, dass sie sich besser zu Maculaturen, als zur Ergötzung honneter Gemüther schicken; so werden sich rechtschaffene Leute billich bedencken, ob sie sich mit der Poesie hinkünftig vermengen sollen.“

HS II. S. 229 ff.), Simon Dach (S. D.), Mencke (J. B. M.), Assig (H. v. A.), Abschatz (H. A. F. v. A.), Chr. Gryphius, Gottlieb Stolle (= Leander aus Schlesien), G. F. W. Juncker, J. U. König, Feind, Gottsched, C. E. (= Eltester).[1] C. H.[2]

---

[1] C.E. = Eltester schliesse ich aus „Des Herrn v. Besser Schrifften. Beydes in gebundener u. ungebundener Rede" . . . hsg. v. König. Teil I. Leipzig 1732. Neuer Vorbericht S. XXIII. König nennt dort unter den Gelehrten, mit denen Besser „mündlichen Umgang" hatte, auch „den noch jetzt-lebenden Kammer-Protonotar daselbst (d. i. in Berlin) Herrn Eltester, welcher nicht nur bey seiner schönen Belesenheit in allen diesen (scil. Schriften) und der Critick, sondern auch der Dichtkunst selbst mehr Stärke besitzt, als er aus Bescheidenheit, von sich merken lässt; davon ich aber meine Leser leicht überzeugen könte, wenn ich ihn verrathen, u. so viele sinnreiche Stücke hier benennen wolte, die sich von ihm in den Hofmannswaldauischen ersten Theilen, sonderlich unter den galanten Gedichten befinden." Diese Notiz stimmt vollständig auf die Chiffer C. E. Sie findet sich nur in den beiden ersten Teilen u. fast ausschliesslich bei „galanten" u. „verliebten" Gedichten. Die Notiz bei Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung III,[5] S. 622: „CE = Christian Eltester" ist also auch falsch. Christ. Eltester war Ingenieur u. Hofbaumeister des Churfürst. Friedr. III. u. starb bereits 1700.

Menantes nennt in der Vorrede zu Neumeisters „Allerneuester Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" Hamburg 1722 C. E. mit vielem Lobe, ohne jedoch die Chiffre aufzulösen.

[2] Der Annahme Ettlingers widerspricht: 1) die von ihm selbst schon eingeworfene Thatsache, dass Hunold stets unter dem Pseudonym Menantes schrieb, 2) die Thatsache, dass nicht ein einziges der in HS unter der Chiffre C. H. stehenden Gedichte sich in Hunolds „Edler Bemühung müssiger Stunden in galanten, verliebten, Sinn-, Schertz- und Satyrischen Gedichten", Hamburg 1702 findet, 3) dass C. H. nach verschiedenen Gedichten (so HS IV, S. 58, 229, 306), wo er den Rübezahl nennt oder anruft, ein Schlesier gewesen sein oder sich wenigstens längere Zeit in Schlesien aufgehalten haben muss, was beides auf Hunold nicht zutrifft, 4) dass Hunold selbst offenbar die Chiffre C. H. fälschlich als Christian Hofmanswaldau gedeutet hat, da er in der Vorrede zu Neumeisters „Allerneuester Art" sich bitter darüber beklagt, dass man im Gegensatz zur Vorsorge, die man in den ersten 3 Teilen für die Hofmannswaldauischen Kinder gehegt habe, „so viele Bastarte in denen letzten, absonderlich 4. Theilen mit einschiebe, und viel gemeine und aus groben Büchsen-Holtz gehauene Gedancken, den

(? nicht = Christian Hunold, wie Ettlinger a. a. O. S. 118 a. 31 vermutet), C. A. K. v. R. (= Christian Knorr von Rosenroth) u. a. m.

Den Anteil Hofmanswaldaus an der Sammlung hat Ettlinger a. a. O. S. 23 f. besprochen und dabei, allerdings etwas unbestimmt, die Chiffre C. H. v. H. als „im grossen ganzen zuverlässig“ bezeichnet. Doch ist ganz unzweifelhaft eine Anzahl von Gedichten fälschlich Hofmanswaldau zugeteilt worden. Neukirch selbst will auch durchaus nicht für unbedingte Richtigkeit bürgen. „Solten etwan,“ sagt er in der Vorrede, „die lieder versehen seyn, und etliche, so ich dem Herrn von Hoffmannswaldau gegeben, einem andern zustehen, so wird sich hoffentlich dieses namens niemand zu schämen, dieser grosse Mann aber auch keinen schimpff davon haben, weiln ich ihm keine zugeeignet, welche nicht denen seinigen in allem gleich geschienen.“ So stehen die beiden Gedichte: „Was überzieht mich vor ein wetter?“ (HS I, S. 299—301) und: „Ich kan mir nicht mehr widerstreben“ (HS I, S. 342/43) unter der Chiffre C. H. v. H., während sie nach König (Besser Schriften I. Neuer Vorber. S. XXVII) Besser angehören. Ähnliche Versehen werden wohl auch sonst vorgekommen sein. [1])

Neukirch hat übrigens nicht alle sieben Teile der Sammlung herausgegeben, sondern wahrscheinlich nur die beiden ersten. Dass er bei der Herausgabe des 2. Teiles mitbeteiligt war, darf man wohl daraus schliessen, dass derselbe 1697, also in demselben Jahre erschien, in dem Neukirch die 2. Auflage des 1. Teiles besorgte und einen

---

Hofmanns-Waldauischen an der Seite zu stehen würdig schätze.“ Sollte vielleicht Christian Hallmann, dessen Hauptbedeutung ja allerdings auf dem Gebiet des Dramas liegt, der Verfasser der C. H.-Gedichte sein?

[1]) Mit Unrecht macht K. Borinski: Baltasar Gracian . . S. 133 a. 4. Ettlinger einen Vorwurf. Das betreffende Gedicht trägt nicht die Chiffre C. H. v. H., sondern C. G. v. H. = Christian Gottlieb von Holtzendorff (wie aus HS VII, S. 163 hervorgeht), dem auch Teil VII gewidmet ist.

Zusatz zur Vorrede schrieb, und dass er selbst, wie bereits erwähnt, einen 2. Teil in Aussicht stellte. Zum 3. Teil, der erst 1703, als Neukirch bereits der Schule der Schlesier den Rücken gekehrt hatte, herauskam, wird er kaum mehr in Beziehung gestanden haben, obwohl Menantes a. a. O. das Gegenteil anzunehmen scheint. Die Herausgabe des 4. und der folgenden Teile lag sicher in anderen Händen. Teil 4, zuerst 1704 erschienen, ist mit einer, in den spätern Auflagen nicht mehr abgedruckten Vorrede von C. H. als Herausgeber versehen,[1]) der vielleicht auch die Herausgabe des 5. besorgte. Teil 6 hat wiederum eine, wohl von E. G. (?) verfasste Vorrede „Wider die Schmeichler und Tadler der Poesie", und der 7. Teil endlich ist von dem Leipziger Gottlob Fried. Wilh. Juncker herausgegeben, der ihm eine „Untersuchung der Hanckischen weltlichen Gedichte" vorausschickte.

Der Wechsel der Herausgeber und der lange Zeitraum von mehr als 30 Jahren, durch den sich das Erscheinen der einzelnen Teile hinzog, hatte auf die äussere Anlage der Sammlung keinen nachteiligen Einfluss. Die von Neukirch getroffene Einteilung der Gedichte in Galante-, Verliebte-, Sinn-, Hochzeits-, Begräbnis- und Vermischte Gedichte, von welch letzteren Juncker noch eine Unterabteilung „Übersetzungen und Nachahmungen" machte, wurde durch sämtliche Teile beibehalten. Auch sonst zeigen sich keine Mängel in der Redaktion. Dass gelegentlich ein Gedicht doppelt abgedruckt wurde, wie HS III, S. 163—164 und VI, S. 124—126, ist verzeihlich.

Weniger spurlos konnte die Zeit an der innern Einrichtung der Sammlung vorübergehen. Die Umwälzung des Geschmackes, die sich während der 30 Jahre vollzog, musste notwendig einen tiefen Einfluss auf die Tendenz der Sammlung ausüben, und der Einfluss war so bedeutend, dass die letzten Teile in direktem Gegensatz zu den ersten

[1]) S. Ettlinger a. a. O. S. 24.

stehen. Dieselbe Sammlung, deren erste Vorrede ein begeisterter Panegyricus auf Hofmanswaldau und Lohenstein gewesen war, brachte im 6. Teile neben Gedichten wie „Ich schicke dir mein schatz ein angebisamt schreiben“ das bekannte Breslauer Hochzeitsgedicht Neukirchs, in dem er „zibeth und ambra“ auf ewig Valet giebt; sie brachte im 7. Teile die „Untersuchung der Hanckischen Gedichte“, in der das Verdammungsurteil über Phoebus und Galimathias gesprochen, die Züricher Mahler als „Leute von gutem Geschmack“ gerühmt, und auf ihre ironische Kritik des Lohensteinschen Arminius als massgebend hingewiesen wurde. In dieser Änderung des ursprünglichen Prinzips dürfen wir auch wohl die Hauptveranlassung dafür sehen, dass die Sammlung abgebrochen werden musste. Das Interesse für sie musste notwendig erkalten, als der 7. Teil nur noch ein einziges Gedicht von Hofmanswaldau brachte, und die Schlesier fast vollständig durch Leipziger und Hamburger Dichter ersetzt waren. Und für eine neue Sammlung Leipziger und Niedersächsischer Poesieen lag bei der Anzahl der bereits vorhandenen kein Bedürfnis vor.

Neukirchs eigener poetischer Anteil an der Sammlung ist ziemlich bedeutend, besonders im 1. Teile, der etwa 70 Gedichte von ihm enthält. Sein Beitrag steht also dem Hofmanswaldaus quantitativ ziemlich gleich, weshalb er auch Veranlassung nimmt sich in der Vorrede zu entschuldigen. Im 2. Teile befinden sich von ihm nur gegen 10 Gedichte, ungefähr ebensoviele in Teil 3. Im 4., 5. und 7. Teile ist er nur sehr spärlich vertreten, während der 6. Teil wieder rund ein Viertelhundert seiner Gedichte enthält. Die Chiffre B. N., die in Sammlungen aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts zur Bezeichnung der Autorschaft Neukirchs allgemein geläufig ist, ist in unserer Sammlung, soweit es sich auf Grund der Vergleichung der verschiedenen Drucke feststellen lässt, zutreffend mit wenigen, im folgenden angeführten Ausnahmen.

1. In der 1. Auflage des 1. Teiles (Leipzig 1695) ist das Gedicht „Auf die Perlitz-Mühlendorffische Hochzeit“ (HS I, S. 114—117) Neukirch zugeschrieben, in der 2. und allen folgenden steht es anonym, gehört also Neukirch nicht an.

2. In den Ausgaben Fritschen 1697 des 2. Teiles trägt das Gedicht „Florette was umflort . . .“ (HS II, S. 78—80 bzw. S. 73—75) fälschlich die Chiffre B. C., im Register steht richtig B. N., ebenso in Text und Register der Ausgabe Fritsch 1697 und allen spätern.

3. Die Übersetzung der Boileauschen Zuschrift „An den König“ steht in der Ausgabe Fritsch des 2. Teiles (S. 209—213 der falschen Paginierung, eigentlich S. 235 bis 239) unter B. N., auch im Register; in den beiden Ausgaben Fritschen 1697 (HS II, S. 233—237 bezw. 217—221) anonym, im Register dagegen ebenfalls unter B. N. Sie wird also jedenfalls Neukirch angehören, und Gottsched hat sie auch in die auserlesenen Gedichte aufgenommen. Stil und Ausdrucksweise sind vollständig Neukirchisch, auffallend aber bleibt immerhin, dass sie sich in der nach Manuskripten gedruckten Ausgabe von Neukirchs „Satyren und poetischen Briefen“ (Frankfurt und Leipzig 1757) nicht findet.

4. In HS VI, S. 146—150 findet sich das Trauergedicht auf den Tod der Königin Sophie Charlotte anonym, Gottsched hat es Neukirch zugeschrieben, dem es auch zweifellos angehört. Es steht auch in Schlesiens flieg. Bibl. 1708. S. 277—281.

5. Die beiden Gedichte „Auf die Vermählung des Hessen-Casselischen Erbprinzen mit der Churbrandenburgischen Prinzessin Louisa Dorothea Sophia. Anno 1700“ (HS VI, S. 91—95) und „das in einer Musique fürgestellte Frühjahr“ (HS VI, S. 107—113) stehen in HS anonym, Gottsched hat sie S. 6—9 und S. 248—253 aufgenommen. Da mir von beiden Gedichten nur diese beiden Drucke bekannt sind, so ist eine Entscheidung schwer; doch ist aus stilisti-

schen und andern Gründen wahrscheinlich, dass die Gedichte Neukirch angehören.

Als letzte hier zu nennende Schrift reiht sich die Vorrede an, die Neukirch verfasste zu:

c) Gottfried Wagners Übersetzung von „Ter Tria oder die Lehre von denen drey Hochheiligen Personen der Gottheit: Vater, Sohn und Geist. Drey vornehmsten Gnaden-gaben: Glauben, Hoffnung und Liebe. Drey besondern Pflichten der Menschen: Gebeth, Höhr- und Betrachtung Göttlichen Worts. Zu Nutz und Ergötzung des Gottselig- und Sinnreichen Lesers kürtzlich entworffen durch Faithfull Teate, Predigern zu Sudbury in Soffolck.“ Leipzig, Heybey, 1698. 8°.

Diese Vorrede findet sich bis jetzt in keiner Aufzählung der Werke Neukirchs angeführt. Aufmerksam wurde ich auf sie durch die bereits (S. 12 anm. 1) erwähnte Notiz Königs im Vorbericht zu Bessers Schriften. Sie versucht eine kurze, allerdings sehr mangelhafte Geschichte der Übersetzungen ausländischer Autoren ins Deutsche zu geben, rühmt die Verdienste Luthers und Opitz’ auf diesem Gebiet und sieht in Hofmanswaldaus Übersetzung des Pastor fido „ein vollkommenes Meisterstück“. Sie tadelt die ungenügende Übersetzerthätigkeit der damals lebenden deutschen Autoren und erhebt die Emsigkeit der Franzosen „im Dollmetschen“, die „nicht allein viel Spanier und Welschen, sondern auch die fürnehmsten Lateiner und Griechen übersetzt“ hätten. Mit Recht bemerkt Neukirch: „Es ist nichts, was eine Sprache mehr aufbringen kan, als fleissige Übersetzung ausländischer Schriften“, begründet aber diese Ansicht in etwas bedenklicher Weise damit, dass man „das Geld, so man dem Sprachmeister zahlet, alsdenn auf Bücher, die Zeit aber, so man in Erlernung der Sprachen verschwendet, zu Durchlesung guter Autorum brauchen“ könne.

3. Schriften, die nicht von Neukirch herausgegeben, selbständig gedruckt wurden.

In erster Linie ist hier zu nennen das litterarische Vermächtnis des „kleinen deutschen Fénelon“, der 2. und 3. Teil der

a) „Begebenheiten des Prinzen von Ithaca . . .“

Der Titel stimmt genau mit dem des 1. Teiles überein, die Druck- und Verlagangabe lautet: „Anspach, Bey dem Hof-Buchführer Rönnagel in Commission, auch in Franckfurth und Leipzig zu finden. 1739. Roth, Gedruckt bey Georg Huthofer, Hoch-Fürstl. privil. Buchdrucker.“ Der 2. Teil ist der damals regierenden Markgräfin Friedericke Louise, Witwe Carl Wilhelm Friedrichs, der 3. dem Erbprinzen Christian Friedrich Carl Alexander gewidmet, beide erschienen wie Teil 1 in prächtigen, mit Kupfern gezierten Foliobänden. Teil 3 enthält das Register für den 2. und 3. Teil, Teil 1 hat ein selbständiges Register. Die Widmung des 1. Teiles ist vom 24. März 1727, die des 2. und 3. vom 28. September bezw. 1. Oktober 1738 datiert. Herausgeber der beiden letzten Teile war der Ansbachische Kammerrat und Hofkastner Johann Christof Hirsch, Verfasser der Vorrede des 2. Teiles ein Anonymus,[1]) vielleicht der noch zu erwähnende Licentiat Sigmund Ferdinand Weissmüller. Das Werk hat eine interessante Geschichte. Wie bereits angeführt wurde, schoss der Ansbachische Hof zum Drucke des 1. Teiles eine bedeutende Summe vor, worüber uns ein aus 34 Nummern bestehendes Aktenfascikel[2])

[1]) Dass der Verfasser der Vorrede des 2. Teiles nicht mit dem Herausgeber J. Chr. Hirsch identisch ist, siehe in Beitr. zur krit. Hist. d. deutsch. Sprache, Poesie u. Beredsamkeit VII, St. 25 „Anzeige neuer Schriften“ Nr. IX.

[2]) Der Titel der Akten lautet: „Acta den von dem Hof-Rath Neukirch heraussgegebenen 1. Theil vom Telemaque und die von Hochfürstl. Landschafft darauff vorgeschossene 1800 fl., dann die nach jenes erfolgten Tode in Verwahrung genommene und endlich auf gnädigsten

des markgräflich-ansbachischen Landschaftskollegiums, das sich jetzt im Besitz des historischen Vereins für Mittelfranken in Ansbach befindet, nähere Auskunft giebt. Einzelne Stellen aus diesen Akten seien, da sie uns zugleich einen Einblick in die finanziellen Verhältnisse Neukirchs während seiner letzten Lebensjahre und in seine Beziehungen zum Ansbacher Hofe geben, in wörtlicher Widergabe des Manuskriptes des Herrn Landsgerichtsdirektors Schnizlein, dem ich diese Mitteilungen verdanke, hier angeführt. „Die Landesregentin Markgräfin-Wittwe Christine Charlotte verfügte in Verfolg der von ihrem verstorbenen Gemahl Wilhelm Friedrich rühmlichst geäusserten Willensmeinung, welche auf Beförderung der vom Hofrat Neukirch beabsichtigten Herausgabe des Télémaque abzielte, unterm 23. März 1726, dass den Hofjuden Zacharias Fränkel, welche dem Hofrat N. zur Bestreitung der Kosten und Auslagen 1000 oder 1200 Reichsthaler vorschossen, dieser Vorschuss nebst Zinsen aus der fürstlichen Kasse ersetzt werden solle. Infolgedessen wurden von der landschaftlichen Obereinnehmereikasse 1800 fl. an die Fränkelschen Erben bezahlt, wogegen die Landschaft von dem auf Rechnung Neukirchs vom Buchdrucker J. Val. Lüders dahier (d. i. Ansbach) gedruckten und verlegten 1. Teil des Telemach 350 ungebundene Exemplare (50 auf holländischem Papier zum Anschlag à 5 Thaler, 300 auf gewöhnlichem Papier zum Anschlag à 5 fl.) im Frühjahr 1729 zur teilweisen Deckung erhielt.“

Als nun der 1. Teil des Telemach erschien, wurde er mit fast ungeteiltem Beifall aufgenommen. Allmählich erlahmte jedoch das Interesse, insbesondere für die teure Folioausgabe, als schon 1731 [1]) der Berliner Verlagsbuch-

---

Befehl an den Rath und Castner Hirsch unter gewissen Conditionen gratis abgegebene 300 Exemplaria betreffend.“

Av.° 1726 bis 1741, 1744. (Nr. 37. fol. 37. Schuld-Sache.).

[1]) Graesse: Trésor de livres rares et prétieux II, S. 566 verzeichnet noch eine Auflage: „Frankfurt a./M. 1731—39.“

händler Rüdiger „aller kayserlichen höchst verpönten Freyheits-Brieffe ohngeachtet . . . auf eine unter ehrlichen Leuten sonst ungebräuchliche Art“ den 1. Teil in 8⁰ nachdruckte, und als durch Neukirchs Tod die Fortsetzung des Druckes in unabsehbare Ferne gerückt bzw. überhaupt zweifelhaft wurde. Dazu kam noch die allenthalben verbreitete Ungewissheit, ob Neukirch die Übersetzung überhaupt zu Ende gebracht habe. Zwar waren in Ansbach, nach der Vorrede zum 2. Teil, „jedem, der sich die geringste Mühe geben wollen“, die Manuskripte Neukirchs zugänglich, doch konnte noch 1735 Gottfried Benjamin Hancke in der Vorrede zum 4. Teil seiner Gedichte keine sichere Mitteilung machen, und die Beiträge zur kritischen Historie etc. brachten sogar, nachdem sie in demselben Jahre 1735 im 13. Stück die Telemachfortsetzung als vorhanden bezeichnet hatten, im Jahre 1736 im 15. Stück S. 475 ff. die Nachricht, sie hätten „itzo aus sichern Quellen“, nämlich „von eines Hofraths Sohn“ [1]) in Ansbach, „vernommen, dafs sonst nichts von der Neukirchischen Übersetzung Telemachs vorhanden sey, als was wirklich schon herausgekommen ist“. „Zugleich“, fahren sie fort, „hat man uns versichert, dafs auf Hochfürstl. Befehl, dennoch dieses angefangene Werk, zum Nutzen junger Prinzen fortgesetzet, und eben so prächtig als der I. Theil ans Licht gestellet werden solle“. Auch den vom Hof bestimmten Fortsetzer wussten sie anzugeben. Es sollte ein gewisser L. W=ler (=Licentiat Sigmund Ferdinand Weifsmüller, [2]) hinter dem ich oben den Verfasser der Vorrede zum 2. Teil vermutete,) sein, der nach Ansicht der „Beiträge“ „weit geschickter sey Quäker zu werden,

---

[1]) „von eines Hofraths Sohn“ aus dem 24. Stück der Beitr. S. 619.

[2]) Dieser Licentiat Weissmüller (1700—1748) war Dechant und Stadtpfarrer zu Wassertrüdingen, 1731 Licentiat der Theologie in Altdorf und „übte sich unter Neukirch in der Poesie.“ Zweifellos stand er zum litterarischen Nachlass Neukirchs in naher Beziehung. (Näheres über ihn s. Vocke: Geburts- und Todtenalmanach Ansbachischer Gelehrten etc. I. Teil. Augsburg 1796. S. 18—20).

und der klugen Welt mit seinen eigenen Misgeburten eine Lust zu machen, als das vernünftige Feuer (!) des grofsen Fenelons in deutschen Versen auszudrücken“. Endlich brachte im Jahre 1738 das 19. Stück die definitive Nachricht, dass Neukirch mit seiner Übersetzung noch vor seinem Tode fertig geworden sei. Dieselbe könne vom 8. Buche an bis zum Ende, nicht nur in verschiedenen Abschriften, sondern auch noch von dessen eigener Hand aufgesetzt, in Ansbach jedermann vor Augen gelegt werden. Zwar habe man Neukirchs „Arbeit verschiedenen, in der Poesie geübten Männern in die Hände gegeben, dafs sie solche durchgehen, und einige etwa aus Versehen und Übereilung eingeschlichene Fehler ausmerzen möchten: keineswegs aber in der Absicht, dafs jemand in dem Neukirchischen Aufsatze nach seinem Belieben ändern, wegstreichen, oder gar eine neue Übersetzung liefern sollte.“ Schon vorher hatte in Ansbach ein vom 15. Oktober 1737 datiertes Avertissement das baldige Erscheinen des 2. und 3. Teiles in Aussicht gestellt. Schuld an der Verzögerung der Herausgabe waren in erster Linie die Verzettelung der Manuskripte infolge des Konkurses sowie die Schwierigkeiten und Kosten, die die Herstellung einer dem 1. Teile entsprechenden Folioausgabe jedem Privatunternehmer bereitet hätte. Gleichwohl hatten es viele versucht, hatten aber wieder Abstand davon genommen, bis sich schliesslich der Hof der Sache wieder annahm. Dieser hatte unterdessen mit seinen 350 Exemplaren des 1. Teiles seine liebe Not gehabt. Im Jahre 1734 hatte er, um sie loszubekommen, den Preis für das Exemplar auf holländischem Papier auf 6 fl., für das gewöhnliche auf 4 fl., 1736 sogar auf 3 Thaler bzw. 3 fl. herabgesetzt, aber alles ohne Erfolg; der ganze Erlös betrug am Schlusse nur 150 fl. Mehr Glück scheint der Berliner Nachdrucker Rüdiger gehabt zu haben, denn er konnte bereits zur Herstellung eines zweiten Nachdrucks übergehen. Erst als der Kammerherr und Hofkastner Johann Christof Hirsch in Ansbach im Jahre 1737 betreffs Heraus-

gabe des 2. und 3. Teiles zu dem Hof in Beziehung trat, erhielt die Sache eine günstigere Wendung. Hirsch bat sich nämlich die noch vorhandenen Exemplare des 1. Teiles vom Hofe „dergestalt gratis" aus, „dafs Er die übrige Theile auf seine Kosten noch dazu drucken lassen dörffe und hingegen, wo deductis deducendis mit der Zeit in der von Ihne zu haltenden Berechnung einiger Vortheil sich ergeben sollte, solcher Hochfürstl. gnädigster Herrschafft zu gute kommen solle; auch von Ihne 25 Exemplaria zum Hochfürstl. Geheimen Rath gratis geliefert werden". Dieser Bitte wurde willfahrt. und Hirsch erhielt vom Landschaftsdirektorium noch 22 Exemplare auf holländischem und 292 auf gewöhnlichem Papier. Am 15. Oktober 1737 erliess er nun das oben bereits erwähnte Avertissement, in dem er zur Zeichnung auf den 2. und 3. Teil in fol. aufforderte und beide Teile bis spätestens 1. September 1738 zu liefern versprach, ein Termin, der nicht ganz eingehalten wurde. Erst mit der Wende des Jahres lag die ganze Übersetzung gedruckt vor, auf dem Titel tragen Teil 2 und 3, wie wir bereits gesehen haben, die Jahreszahl 1739. Zusammen mit der Folioausgabe — Teil 1 wurde nicht neu aufgelegt — wurde im Avertissement eine 3bändige Oktavausgabe der 3 Teile angekündigt, die ebenfalls bis 1. September 1738 bzw. Teil 3 bis Ende 1738 erscheinen sollte. Beide Ausgaben wurden auf Praenumeration gedruckt,[1]) für die Oktavausgabe wurde das Bildnis und der Lebenslauf Neukirchs versprochen. Die Widmungen sind in ihr weggelassen, dagegen wurde dem 2. Teil noch ein Catalogus des Neukirchschen Nachlasses, der ursprünglich auch für die Folioausgabe bestimmt gewesen zu sein scheint, angehängt. Gedruckt wurde die Oktavausgabe, die Jahreszahl des Titels ist wie bei der Folioausgabe 1739, um dem „schändlichen Nachdruck" vor-

[1]) Der Preis für Teil 2 u. 3 fol. wurde auf 4 Rchsth. oder 6 fl. festgesetzt, auf jeden der 3 Teile der Oktavausgabe sollte 1 fl. vorgeschossen werden.

zubeugen, was jedoch Rüdiger nicht hinderte, mit Teil 2 und 3 ebenso wie mit dem ersten zu verfahren. Ein weiterer Nachdruck der 3 Teile 8° erschien Nürnberg 1743. Da auf diese Weise der Absatz der Ansbacher Exemplare naturgemäss wieder geschädigt wurde, machte Hirsch bei Hofe Vorstellungen und wurde am 30. April 1744 gegen Übergabe von 25 Exemplaren des 2. und 3. Teiles der Telemachübersetzung „von aller ferneren Anforderung freigelassen und völlig quittiert“. Damit schliessen die Akten, und wir erfahren über die weiteren Schicksale der Folioausgabe nichts mehr. Neu aufgelegt wurde sie natürlich nicht, dagegen wurde die Oktavausgabe noch zweimal und zwar Nürnberg 1751 und 1762 gedruckt. Alle Oktavausgaben sowie die Folioausgabe stimmen in Text und Anmerkungen wörtlich überein.

In dieser Gruppe der Schriften sind ferner zu nennen:

b) „Benjamin Neukirchs Weiland Hoch-Fürstl. Brandenburg. Onolzbachischen Hof-Raths Deutsche Briefe. Mit Königl. Pohln. Churf. Sächs. Freyheit.“

Die 1. Auflage erschien Nürnberg 1745 bei Johann Adam Stein und Gabriel Nicolaus Raspe. Weitere Auflagen: Nürnberg 1751, 1755, 1760. 8°.

Die 1. Auflage enthielt 511 Briefe, sie waren nach Manuskripten Neukirchs, die die Verleger „sämtlich an sich gehandelt“ hatten, gedruckt; ein grosser Teil der in ihnen enthaltenen Briefe, namentlich alle Antworten, fehlten in dieser Ausgabe noch. Da sie nach und nach in den folgenden erschienen, so weichen die einzelnen Ausgaben ziemlich von einander ab. Ferner stammte ein grosser Teil der Zusätze der späteren Auflagen nicht aus Neukirchs Feder, sondern „aus den Federn gelehrter, erleuchteter und grofser Männer“ und wurde von den Verlegern den Neukirchschen Briefen angefügt, „um dieselben zu einem recht nützlichen Buche zu machen“. Die fremden Zusätze sind nicht näher bezeichnet, so dass sich Neukirchs Eigentum nicht mehr mit unbedingter Sicherheit feststellen lässt.

c) „Benjamin Neukirchs Satyren und Poetische Briefe.“ Frankfurt und Leipzig, bey Johann August Raspe 1757.

Auch diese Ausgabe ist nach Manuskripten Neukirchs gedruckt, die der Verleger „durch einen glücklichen Zufall“ sämtlich in die Hände bekommen hatte. Zweifellos steht dieser J. A. Raspe in nahen Beziehungen zu dem Nürnberger Verleger der deutschen Briefe Gabriel Nicolaus Raspe. Der Text der Satiren unterscheidet sich sehr wesentlich von dem in der noch zu erwähnten Ausgabe Hanckes. Ihre Zahl beträgt 11 [1]) — gegen 8 bei Hancke, 12 bei Gottsched —, darunter die Übersetzung der 1., 2. und 8. Satire Boileaus und als erste die Satire „Auf einen neuen Doctor“ (=HS I, S. 195—197 „An den Asinius“), die bei Hancke und Gottsched nicht zu den Satiren gezählt ist. Die poetischen Briefe des Bandes zerfallen in „Moralische Briefe der alten Philosophen“ (zusammen 12) und in „Trost- und Ermahnungsbriefe rechtschaffener Christen“ (zusammen 18). Verfasser der Vorrede ist J. C. Rasche.

Eine mir nicht zugängliche Ausgabe der Satiren und poetischen Briefe soll bereits Frankfurt und Leipzig 1732 erschienen sein.

d) „Herrn Benjamin Neukirchs, weiland Marggräfl. Brandenburg-Anspachischen Hofraths. Auserlesene Gedichte aus verschiedenen Schriften gesammlet und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Joh. Christoph Gottscheden.“ Regenspurg, gedruckt und verlegt von Zunckels Gebrüder, 1744. 8⁰.

---

[1]) Die Titel der 11 Satiren lauten: 1. Auf einen neuen Doktor. 2. (ohne Überschrift.) 3. An den Herrn von Molière. 4. Wider die Reizungen der Wollust. 5. Wider den Ehrgeitz. 6. Wider den Geldgeitz. 7. Aus dem Boileau die achte. 8. Von der schlechten Erziehung der adelichen Jugend. 9. Wider die Müssiggänger und Schwelger. 10. An die Dichter. 11. Wider den Verfasser selbst.

Diese Ausgabe, von einem der aufrichtigsten Bewunderer Neukirchs veranstaltet und bei ihrem Erscheinen die endliche Erfüllung eines jahrelang gehegten Wunsches seiner Anhänger, hat eine ziemlich grosse litterargeschichtliche Bedeutung. Sie erschien mitten im Kampfe Gottscheds mit den Schweizern und war ein Haupttrumpf, den dieser gegen seine Feinde ausspielte. Sie enthielt in Widmung und Vorrede starke Ausfälle gegen den „mehr und mehr verderbenden Geschmack einiger neuern Dichter, die eben so wohl durch die Nachahmung übeler Muster verführt werden, als es im vorigen Jahrhundert den Lohensteinianern gegangen“, und persiflierte im Gedichte „der geistvolle Poet“ [1]) in übertrieben geistvoller Weise die dunkle und unbeholfene Sprache der Schweizer. Dagegen erhob sie den Geschmack des „Pregelstroms“ und der „reinen Spree“, pries Neukirch, „des Phoebus werthen Sohn“, als „einen unserer besten. Dichter“, sah in den Zeiten, „da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch gelebet und geschrieben haben“, „das güldene Alter unserer Poesie“ und hoffte, „durch die Auferweckung eines Dichters von so guter Art, wie Neukirch es war, das hin und her einreifsende finstere und gezwungene Wesen in der poetischen Schreibart, wo nicht ganz zu hemmen, doch einigermafsen aufzuhalten.“

Die Biographie schrieb Gottsched nach ihm gemachten persönlichen Mitteilungen und auf Grund sorgfältigen Studiums der Neukirchschen Schriften. Gelegentliche Versehen sind bereits angemerkt. Die Gedichte teilte er in weltliche und geistliche Oden, Davidische Psalmen, Satyren (originale und übersetzte), poetische Sendschreiben, heroische Gedichte, Gesänge und übersetzte Sappho, Schäfergedichte und Elegieen. Etliche Gedichte, „die an ihren gehörigen Stellen einzurücken vergessen worden“, stehen hinter der Vorrede. Als Quellen für seine Ausgabe benutzte Gottsched die 7 Teile von HS, ausserdem einige noch zu erwähnende Sammlungen,

[1]) Gottsched ist nicht Verfasser dieses Gedichtes.

bei denen es jeweils angemerkt werden wird. Ein kleines Versehen ist Gottsched mit untergelaufen. Er giebt an, „aus eines Ungenannten Andachtsübung zur Kirchenmusik, die 1721 in 8° zu Frankfurth und Leipzig herausgekommen, den weinenden Petrus entlehnt“ zu haben; doch findet sich dieses geistliche Drama nicht in den „auserlesenen Gedichten“, worauf schon im 4. Stück von „der deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen“ etc. (Leipzig 1744) S. 658 hingewiesen wurde. Gottsched druckte nur die nach „der in Berlin erfolgten Änderung seines Geschmacks“ entstandenen Gedichte Neukirchs ab, da dieser seine Jugendgedichte „selbst nicht als Muster angepriesen, oder für ihm anständige Arbeiten erkannt haben“ würde. Er vermied damit einen Fehler, den er „sonst an andern Ausgebern von Gedichten getadelt“ hatte, verfiel aber dafür in einen nicht minder schweren, ja schwereren, obwohl er auch diesen schon gerügt hatte.[1]) In dem Streben, die Verse Neukirchs möglichst zu glätten, erlaubte er sich zahlreiche Änderungen der Form, des Stiles und selbst des Sinnes. Auch sonst ist der Text seiner Ausgabe mangelhaft, so fehlt S. 140, S. 145 und S. 170 je ein Vers.[2]) Leider wird dadurch ihr wissenschaft-

---

[1]) So bei Königs Ausgabe der Canitzschen Gedichte.

[2]) S. 140 fehlt nach:

„Und reiste weiter fort. Sie kaufte Kleiderwahren“

der Vers:

„Sie kaufte Lagerzeug zu beider süssen Ruh“.

S. 145 nach:

„Er lag nicht, wenn er schlief, voll Sorgen so wie ich;“

der Vers:

„Des Morgens sprach er nicht: Wohin verberg ich mich?“

S. 170 nach:

„Ich bin ja reich genug, und brauch es eben nicht“.

der Vers:

„Man hat niemahls so viel, dass nicht etwas gebricht“.

licher Wert, abgesehen natürlich von der Vorrede, sehr beeinträchtigt, doch bleibt sie immer von Wichtigkeit als die einzige, die einigermassen einen Überblick über das poetische Schaffen Neukirchs giebt. Die Auswahl der Gedichte ist geschickt. Sicher Unechtes hat Gottsched Neukirch nicht zugeschrieben, dagegen ist, ausser dem bei Besprechung von HS bereits Erwähnten, sehr zweifelhaft die Echtheit der „klagenden Kirche“ (Gottsched S. 150—154). Dieses Gedicht ist aus „des Herrn von Hohbergs Beytrag zum Schlesischen Helicon“ (Sorau 1733) S. 78—86 abgedruckt, wo es allerdings unter Neukirchschen Gedichten steht, aber im Gegensatz zu den andern ohne die Signatur B. N.; auch in den „Satyren und Poetischen Briefen“ sowie bei Hancke (s. unten) findet es sich nicht, gehört also Neukirch jedenfalls nicht an.

4. Schriften, die nicht von Neukirch herausgegeben und nicht selbständig gedruckt wurden.

Diese Gruppe ist die grösste; sie umfasst alle Sammlungen und Ausgaben von Gedichten anderer Poeten, in denen mit und ohne Wissen Neukirchs Gedichte von ihm enthalten waren.

a) „Gottfried Benjamin Hanckens Weltliche Getichte, Nebst des berühmten Poetens, Herrn Benjamin Neukirchs, noch niemahls gedruckten Satyren.“ Dressden, bey J. C. Zimmermann, und J. N. Gerlachen. Leipzig, bey Heinrich Gottfried Boetio. 1727.

Die Satiren, von Hancke, der mit Neukirch befreundet war, nach dessen Manuskripten unverändert herausgegeben, stehen, zusammen 8, darunter die übersetzte 8. des Boileau, S. 161—227.[1]) Hancke stimmte in der Vorrede ein grosses

[1]) Die Überschriften lauten:
1. Contra voluptatem. 2. Contra ambitionem falsam. 3. Contra avaritiam. Der Poet und Livius. 4. Aus dem Boileau die achte.

Loblied auf den Dichter Neukirch im allgemeinen und seine Satiren im besonderen an und deklamierte sich in die Rolle des poetischen Gesetzgebers hinein, was ihm Junckers bereits erwähnte „Untersuchung der Hanckischen weltlichen Gedichte“ in HS VII zuzog, in der seine ganze Poesie lächerlich gemacht wurde. Wie wenig Neukirch selbst von dem Eifer Hanckes erbaut war, zeigt seine ebenfalls bereits erwähnte Äusserung in der Vorrede zum 1. Teile des Telemach sowie die Thatsache, dass er seine Manuskripte von Hancke zurückforderte. Hancke konnte deshalb sein Versprechen, noch weitere Gedichte Neukirchs zu veröffentlichen, zunächst nicht erfüllen. Die 2. Auflage des 1. Teiles seiner Gedichte, die 1731 zusammen mit der 1. Auflage des zweiten, jedoch etwas nach dieser erschien, brachte deshalb nur einen Wiederabdruck der Satiren mit eigenmächtigen, doch nicht bedeutenden Änderungen Hanckes und deutschen Überschriften an Stelle der lateinischen,[1]) und als Zusatz ein bereits in HS I, S. 52—55 enthaltenes Schäfergedicht Neukirchs (auch bei Gottsched S. 297—300). Gottsched hat die Satiren nach Hankes 1. Auflage des 1. Teiles (1727) abgedruckt, einige Differenzen zwischen seinem Text und dem der 2. Auflage des 1. Teiles (1731), die Fulda, der offenbar nur die 2. Auflage verglichen hat, in Kürschn. Nat.-Litt. Band 39 als Änderungen Gottscheds bezeichnet, erklären sich hieraus. Die Überschriften hat Gottsched zum Teil geändert.[2])

---

5. Contra Praeceptores et educationem Liberorum. 6. Contra desidiosos. 7. Contra Poetas ignorantes. 8. Contra Authorem ipsum.

[1]) Die deutschen Überschriften lauten:

1. Wider die Wollust. 2. Wider die falsche Ehrsucht. 3. Wider den Geitz. 4. Aus dem Boileau die VIII. Dass der Mensch das dümmste Thier sey. 5. Über die heutige Kinderzucht. 6. Wider die Faulen. 7. Auf unverständige Poeten. 8. Auf sich selbst.

[2]) So bei Satire 4. (= Hancke Nr. 5) „Wider die heutige Erziehung der Jugend“, Satire 5 (= Hancke Nr. 6) „Auf die Trägheit“, Sat. 6 (= Hancke Nr. 7) „Wider unwissende Richter“, Sat. 7 (= Hancke Nr. 8) „Wider sich selbst.“

Der 3. Teil der Hanckeschen Gedichte vom Jahre 1732 enthält eine grosse Anzahl geistlicher Poesieen Neukirchs. Sie waren schon 9 Jahre zuvor (s. weiter unten) von Hancke, nach Neukirchs Manuskript ohne Änderung gedruckt, herausgegeben worden. Die Psalmen, Lieder und Oden aus dem hohen Liede Salomonis hat Gottsched aufgenommen.

Der 4. und letzte, 1735 erschienene Teil brachte aus Neukirchs Feder eine fragmentarische, bis Vers 332 reichende Übersetzung des 4. Buches der Aeneis und einige wenige Epigramme, aus dem französischen und lateinischen übersetzt. Die Aeneisübersetzung enthält viele, durch grösseren Druck unterschiedene Zusätze Hanckes, da „das Neukirchische Original sehr durchstrichen und unleserlich gewesen", und ist von Hancke bis Schluss des Buches ergänzt. Von den 3 in diesem Teile befindlichen Epigrammen steht das erste (Hancke, Ged. IV, S. 460) bereits in HS I, S. 32, die beiden andern finden sich nur an dieser Stelle. Gottsched hat weder die Epigramme noch die Übersetzung.

b) „des Herrn von Hohbergs Beytrag zum Schlesischen Helicon, oder Sammlung auserlesener Gedichte, worunter viele Neukirchische befindlich, mit grosser Mühe zusammen gebracht und dem Drucke übergeben." Sorau 1733.

Der mittelstarke Oktavband enthält von Neukirch einige geistliche und Lobgedichte, meist aus der Zeit seines verdorbensten Lohensteinschen Geschmackes, ein Gelegenheitsgedicht, mehrere Sinngedichte, die Übersetzung der Sapphischen Oden, eine ziemlich grosse Anzahl Grabschriften und eine kleine Abhandlung in Prosa: „Herrn Hofrath Neukirchs Gedancken von Richtigkeit und Vollkommenheit der teutschen Sprache." Gedruckt sind die Gedichte nach einem ebenfalls stellenweise unleserlichen Manuskripte, womit „einige wichtige Druckfehler, die mit untergelauffen", entschuldigt werden. Gottsched hat nur das Lobgedicht auf Friedrich August von Polen (Beitr. z. Hel. S. 192—196), das Gelegenheitsgedicht (Hel. S. 233—235), die „übersetzte

Sappho" und, wie bereits erwähnt, jedenfalls fälschlich „die klagende Kirche" (Hel. S. 78—86) aufgenommen, die übrigen Gedichte finden sich in keinem weiteren der mir bekannten Drucke.

c) „Gottfried Benjamin Hanckens Geistliche und Moralische Gedichte,"

die in einem aus 3 Teilen bestehenden Bande 1723 in doppelter Auflage in Schweidnitz bei Johann Christian Müller und in Leipzig und Breslau bei Ernst Christian Brachvogel erschienen, enthalten eine grosse Anzahl geistlicher Gedichte Neukirchs, die, wie bereits oben S. 44 angedeutet wurde, sämtlich im 3. Teile der Hanckeschen Gedichte wieder abgedruckt wurden, mit Ausnahme der Übersetzung des 96. Psalmes: „Singet dem Herrn neue Lieder! Singet was ihm wohlgefällt." Wenige ganz unwesentliche Differenzen, die vielleicht dem Drucker zuzuschreiben sind, finden sich zwischen den Texten von 1721 und 1732. Aus letzterem gingen die Gedichte, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, zum Teil in die Gottschedsche Ausgabe über.

Nach Gottscheds Vorrede findet sich in der

d) „Andachtsübung zur Kirchenmusik", Frankfurt und Leipzig 1721. 8°,

von einem Anonymus herausgegeben, Neukirchs „weinender Petrus", ein geistliches Drama. Weitere Auflagen dieser „Andachtsübung zur Kirchenmusik, Cantaten, Oden, Arien" sind durch Jördens[1]) bezeugt und zwar für 1725 in Frankfurt und Leipzig 8° und für Nürnberg 1731 8°, letztere mit einer Vorrede von Rothscholzen. Leider war mir keine dieser Ausgaben zugänglich, und damit auch nicht der weinende Petrus, von dem mir ein anderer Druck nicht bekannt ist. Für das Jahr 1730 ist die Aufführung dieses Dramas im theologischen Hörsaal der ehemaligen Universität Altorf nachgewiesen durch den Aufsatz eines Anonymus:

---

[1]) Jördens Karl Heinr.: Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. IV, S. 20.

„Aus der Geschichte der ehemaligen Universität Altorf“ Histor.-polit. Blätter 109. Jahrg. 1892, S. 17—35, 111—120).[1])

e) Adam Henrich Lackmanns „Geistreiche Gedichte, zur Erweckung heiliger Regungen, grösstenteils aus gantzen Sammlungen der Berühmtesten Poesien nach der Wahl der besten erlesen, zum theil aber itzo allererst ans Licht gestellet, und nebst einer Vorrede von dem Zeugniss der Lieder für die Wahrheit der Religion ausgefertiget.“ Hamburg, bey Theod. Chr. Felginers Wittwe. 1730 bzw. 1735 (2. Aufl.).

Diese Sammlung — beide Auflagen stimmen nach Seitenzahl und Wortlaut, sogar im Verzeichnis der Druckfehler genau überein — enthält 26 geistliche Gedichte Neukirchs, die nach Hanckes geistlichen und moralischen Gedichten (1723) abgedruckt sind. Den „am Creutze redenden Heyland“ schreibt Lackmann (S. 254—267) Neukirch zu, während er bei Hancke ohne die Chiffre B. N. steht, also Hancke selbst angehört.

Vereinzelt stehen ausserdem noch Neukirchsche Gedichte im Anhang von

f) [Friedr. Rud. Ludwig von Canitz'] „Nebenstunden Unterschiedener Gedichte.“ Berlin, bei Rüdiger,

und zwar in den Ausgaben von 1702, 1703 und 1708. Sie finden sich alle in HS und bei Gottsched. Ferner, zum Teil anonym, in

g) „Des neu eröffneten Musen-Cabinets aufgedeckten poetischen Werken . . . von Erdmann Uhsen“, Leipzig 1715.

Auch sie stehen alle in HS und bei Gottsched.

h) Menantes' „Auserlesene und noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener Berühmten und geschickten Männer“

---

[1]) S. Jahresberichte f. Littgsch. Jahrg. 1892. I 10: 255.

brachten, Halle 1718, ein sonst nirgends gedrucktes Gedicht Neukirchs „auf Herr M. George Heinrich Ayn“ (S. 112—116) und S. 265—267 eine Reihe von 8 Epigrammen „Bei der Assemblée zu Charlottenburg Anno 1709. auf einige hohe Anwesende“. Die Epigramme stehen auch, 9 an der Zahl, eines „auf einen Ungenannten“ ist noch hinzugekommen, in

i) „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst der Deutschen betreffen“. Stück IV (Leipzig 1744), S. 660.

Die

k) „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“

enthalten im 13. Stück (a. 1735) und im 15. (a. 1736) ebenfalls einige Gedichte Neukirchs, die Gottsched mit Ausnahme von zwei („Schreiben der Minerva an den Erbprinzen von Ansbach den 12. Mai 1718“ und „Auf den Erbprinzen von Ansbach, als er von seiner Reise nach Pommersfelden und Baireuth glücklich zurückgelangte 10. November 1724“) aufgenommen hat. Das Gedicht „auf die Geburt des Sächs. Churprinzen Oktober 1696“ war bereits in Uhses Musenkabinet S. 776—779 abgedruckt.

Neukirchs „Dancksagung der Venus an den Verfasser des Triumphs der Liebe“ findet sich, wie bereits S. 13 anm. 2 erwähnt wurde, nur im 2. Bande S. 623 von

l) „Des Herrn von Besser Schrifften, Beydes in gebundener und ungebundener Rede“ hsg. von J. U. v. König, Leipzig 1732.

Die

m) „Wochentliche Onolzbachische Nachrichten“

brachten in der Nummer vom Mittwoch den 22. November 1741, S. 374 f. die „Übersetzung einer Scene aus dem Pastor fido von Herrn Benjamin Neukirch“. Es ist der 4. Auf-

tritt der 3. Handlung, beginnend „O Mirtillo, Mirtillo anima mia“. Die Übersetzung, die sonst nirgends gedruckt ist, sei in der Anmerkung mitgeteilt.[1])

---

[1]) Neukirchs Übersetzung lautet:

Mirtill, Mirtillo, meine Seele!
Ach! könntest du in dieses Herze sehn;
In mein betrübtes Herz, das dir so grausam scheinet,
Und doch halb sterbend dich beweinet:
Ich weiss, du trügest mit mir Armen
So viel und mehr Erbarmen,
Als du von mir verlangst. Jedoch es ist geschehn!

Armseeligster Mirtill! trostlose Amarille!
Wie gar unglücklich ist doch beeder Wunsch und Wille?
Was hilfft es, dass Mirtill mir hold und günstig ist?
Was hilfft es dich Mirtill, dass du geliebet bist?
Wenn das Verhängniss unsre Triebe
Zerreist und sündlich nennt:
Und wenn du, trügerische Liebe!
Umsonst vereinst, was das Verhängniss trennt.

Ihr wilden Thiere seyd viel glücklicher als wir,
Denn euch hat die Natur im Lieben
Kein anderes Gesetz als Lieben vorgeschrieben.
Der Menschen Recht allein ist voll Unmenschlichkeit,
Weil es den Liebenden mit Schmach und Schande dräut.
Wenn Lust zur Sünde so versüsst,
Und Sünde fliehn, so nöthig ist:
Ey was bist du denn, Natur! dass du kein Gesetze hörest?
Ey was bist du denn, Gesetz! dass du die Natur zerstörest?

Jedoch was Tod? der ist noch nicht verliebt,
Der nicht sein Blut für das Geliebte giebt.
Mirtillo, wollte Gott! wir hätten für die Sünden
Nichts weiter zu empfinden
Als Schwerdt und Todes-Pein!

O heilge Ehre! dir allein,
Du Gottheit rein und wahrer Tugend,
Dir sey die Regung meiner Jugend,
Die mich unschuldig schuldig macht,
Durch dein wohl hart - doch heiliges Gesetze
Zum Opffer abgeschlacht.

2 Schriften Neukirchs sind noch übrig, bei denen es unsicher ist, in welche dieser 4 Rubriken sie einzureihen sind. Es sind dies seine

α) „Politische und moralische Maximen in der Konversation,"

die Braunschweig 1726 8⁰ gedruckt worden sein sollen, und seine

β) „Staatslehre,"

die Braunschweig 1731 8⁰ erschienen sein soll.

Falls die beiden Schriften wirklich gedruckt wurden, — auffallend ist es, dass sie nur in Zedlers Universallexikon Bd. 24, S. 235 und danach die erste auch in Vockes Ansbacher Geburts- und Totenalmanach, Augsburg 1796, Teil I, S. 242 Nr. 9 angeführt sind, — scheinen sie jetzt verloren zu sein. Wenigstens ist mir kein Exemplar derselben zugänglich gewesen.

Zum Schlusse dieser Aufzählung sei noch auf Fuldas Abdruck einiger weniger Neukirchscher Gedichte in dem mehrfach erwähnten 39. Bande der Kürschnerschen Nationallitteratur hingewiesen.

Und du, den ich wie meine Seele schätze,
Mirtill, verzeihe doch (O bitterer Entschluss,)
Dass ich dir grausam werden muss.
Verzeih, dass ich voll Eigensinn,
Dass ich dir unempfindlich scheine:
Da ich im Herzen doch die deine
Voll Lieb und voll Erbarmung bin.

Jedoch verlangst du dich zu rächen?
Was könnte wohl mehr mein Gemüthe brechen,
Als dein selbst eigner Schmerz?
Denn bist du noch mein ander Herz,
Wie du es denn, Trotz Erd und Himmel, bist:
So schwindet ja mein Geist durch dein verliebtes Sehnen,
So schwimmt ja, wenn du weinst, mein Blut in deinen Thränen,
So kanst du ja nicht traurig seyn,
Ich fühl es denn in meinem Herzen,
So sind ja deine Qual und Pein
Nicht deine sondern meine Schmerzen.

Zur Ergänzung des Bildes der litterarischen Thätigkeit Neukirchs ist ein Einblick in seinen sehr umfangreichen litterarischen Nachlass erforderlich. Schon oben wurde auf die von Neukirch geplante Ausgabe seiner Gedichte hingewiesen, die infolge seines Todes nicht zustande kam. Sie sollte nach dem „Lebenslauf“ den Titel führen: „Benjamin Neukirchs bisher ungedruckte, theils auch wider Wissen und Willen gedruckte, aber an vielen Orten verbesserte, und von allen Anstössigkeiten gesäuberte weltliche Gedichte“ und sollte aus 5 Abteilungen bestehen:

„1. Aus Schäfergedichten, dann in einem Schäferspiel, auch Liebes- und Freundschaftsbriefen.

2. In Oden, in einer Tragödie, und einem Heldengedichte, nemlich dem IV. Buch der Aeneis des Virgilii.

3. In Epigrammaten, Satyren, und Brieffen der alten Philosophen.

4. In allerhand Gedichten und Fabeln.

5. In sogenanten Jugendgedichten.“

Ausserdem waren nach dem „Lebenslauf“ von Neukirch noch vorhanden: „6. eine ziemliche Menge geistlicher Gedichte,“ 7. geistliche Sendbriefe, 8. die Psalmen Davids in Versen, 9. „Beyfällige Gedanken über alle Sonntägliche Evangelien, nebst vielen Musicalischen Stücken darüber, 10. Beyfällige Gedanken über einige Begebenheiten und Sprüche alten Testamentes, 11. Geistliche Lieder, 12. Biblische und geistliche Idyllen und geistliche Elegieen“; in ungebundener Rede: 13. der 2. Teil seiner Briefe und 14. eine Vernunftlehre, „die bis auf wenige Kapitel sehr nett und kurz zusammengefasst, vollendet,“ 15. ein kurzer Unterricht von der Wohlredenheit und 16. ein Collegium epistolicum.

Die erste Nachricht über diesen Nachlass hatte schon im Jahre 1735 das 13. Stück der Beiträge zur kritischen Historie etc. S. 123—136 gebracht. Die dort gegebene Aufzählung, bei Fulda a. a. O. S. 460/61 abgedruckt,[1]) bestand

[1]) In Nr. 10 hat Fulda Druckfehler: „Gedichte“ statt „Geschichte“.

steht infolge genauerer Detailierung aus 25 Nummern, deckt sich aber fast ganz mit der des „Lebenslaufes.“ Ebenso verhält es sich mit dem von dem Fürstl. Brandenburgisch - Onolzbachschen Kriegssekretär Johann Caspar Kern, dem „neukirchischen Curator bonorum“, aufgestellten Verzeichnis im 19. Stück der „Beiträge“ S. 517 ff. Doch ist durch die Übereinstimmung der Verzeichnisse — angemerkt sei jedoch, dass „eine Tragödie“ nur im „Lebenslauf“ erwähnt ist — ein unbedingter Beweis für ihre Richtigkeit noch nicht gegeben, zumal da, wie es sich bei Besprechung des Telemach zeigte, in den ersten 10 Jahren nach Neukirchs Tod allgemeine Ungewissheit über seinen Nachlass herrschte. Die hinterlassenen geistlichen Gedichte machten nach dem 13. Stück der Beiträge 183, die weltlichen 206 geschriebene Bogen aus. Gedruckt wurden von den angeführten Nummern noch, teilweise vor Aufstellung der Verzeichnisse, 3, 8, 13 wohl vollständig, 1, 2, 5 (?), 6, 10, 11, 12 wenigstens zum Teil. Das Übrige ist mit dem gesamten handschriftlichen Nachlass Neukirchs verloren gegangen. Bei seinem Tode befanden sich seine Manuskripte in Ansbach und fielen infolge des Konkurses in die Hände von Leuten, „die sie gerne zu handgreiflichem Nutzen angewendet hätten.“ [1]) Später ging, wie es scheint, die Verfügung über sie auf den bereits erwähnten Neukirchschen Curator bonorum Johann Caspar Kern über, von dem sie möglicherweise der Kammerherr Johann Christoph Hirsch, der Herausgeber des 2. und 3. Teiles des Telemach, überkam. 1739 finden wir sie noch in Ansbach, ihre baldige, von Neukirchs Anhängern wiederholt gewünschte Veröffentlichung wird im „Lebenslauf“ angekündigt. Noch 1744 bezeichnet sie Gottsched als „noch in Anspach vorhanden“, 1745 aber waren sie nach der Vorrede zu den deutschen Briefen (Nürnberg 1745) sämtlich in den Besitz der Buchhändler Johann

---

[1]) S. die Vorrede zum 2. Teil des Telemach.

Adam Stein und Gabriel Nicolaus Raspe in Nürnberg übergegangen. 1757 finden wir sie, ebenfalls sämtlich, im Besitz des Buchhändlers Johann August Raspe in Frankfurt a M., der ebenso wie die vorigen ihre vollständige Veröffentlichung in Aussicht stellt. Die nächste und letzte Notiz im Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1782 nennt wieder Ansbach als ihren Aufenthaltsort. Die Nachforschungen, die Ludwig Fulda nach ihnen daselbst anstellen liess, waren erfolglos; es findet sich nur noch das Manuskript des 8.—18. Buches der Telemachübersetzung im Privatbesitz des Herrn Landgerichtsdirektors Schnizlein. Die übrigen Handschriften sind zweifellos an die Verleger Raspe übergegangen und verloren worden. Die jetzige Verlagsbuchhandlung von Bauer und Raspe in Nürnberg, die auf die Firma der Neukirchschen Verleger zurückgeht, besitzt sie nicht mehr und kann über ihren Verbleib keine Auskunft geben. Möglich ist es, dass die verlorenen Manuskripte manches Interessante enthielten, das Urteil über Neukirch, wie es sich im Laufe der Untersuchung noch ergeben wird, hätte durch ihr Vorhandensein kaum eine Änderung erfahren.

Die chronologische Ordnung der Schriften ist folgende:

1. Weltlich-lyrische Gedichte und schwulstige Gelegenheitsgedichte.
2. Galante Briefe und Anweisung zu deutschen Briefen.
3. Hof- und satirische Gedichte.
4. Geistliche Gedichte.
5. Aeneis-, Sappho- und Telemachübersetzung.

Die Entstehungszeit der hier nicht angeführten Schriften lässt sich nicht genau bestimmen. Wir werden uns im folgenden im grossen ganzen der chronologischen Einteilung anschliessen.

Neukirch als Anhänger der zweiten schlesischen Schule.

Wie in seinem Leben überhaupt, so war Neukirch auch bei seinem litterarischen Schaffen praktischer, berechnender Geschäftsmann. Mit klarem Blick erkannte er stets das Lebensfähige der einzelnen litterarischen Strömungen, wusste sich für das Aktuelle zu begeistern und verstand es, durch energische Betonung des Neuen sich mit dem Nimbus des Propheten der neuen Ära zu umgeben. Sein scharfer Verstand, ein bedeutendes Sprachtalent und eine anerkennenswerte Fähigkeit, „alles, was die Zeit brachte, schnell nachzumachen,“ [1]) machte ihn dazu befähigt. Er ist auch darin wieder Produkt und Repräsentant seiner Zeit mit ihrem kritiklosen Nachgeben gegenüber allem Fremden und Neuen und ihrer Verleugnung jeglicher Individualität. Dass auch das Streben, die deutsche Litteratur der ausländischen ebenbürtig zu machen, bei ihm eine Rolle spielte, wurde schon angedeutet und wird sich im Laufe der Untersuchung noch ergeben.

Neukirchs litterarische Thätigkeit zerfällt in 2 Perioden, in die seiner Nachahmung der zweiten schlesischen Schule und die seiner Gegnerschaft zu ihr; die Grenze

[1]) S. August Kahlert: Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Breslau 1835. S. 59.

zwischen beiden liegt in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts. Abgesehen von einer kleinen Periode des Übergangs, teilt sich jede dieser beiden Hauptperioden wieder in 2 nach Inhalt oder Form der Gedichte getrennte Unterabteilungen. Die erste in die der Jugendgedichte und der galanten Liebes- und schwulstigen Gelegenheitsgedichte, die zweite in die der höfischen und satirischen Dichtung und der geistlich-ernsten Gedichte.

Der erste Höhepunkt des litterarischen Schaffens Neukirchs fällt in das Ende der achtziger und den Anfang der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts, also in eine Zeit, in der in Schlesien Hofmanswaldau und Lohenstein, beide bereits mehrere Jahre tot, unumschränkte Alleinherrscher auf dem Parnasse waren. Neukirch schloss sich ihrer Schule begeistert an und blieb ihr fast ein Jahrzehnt lang treu, suchte es ihnen, thatkräftig und energisch in Verfolgung des betretenen Weges, gleich -, wenn nicht zuvor zu thun, und machte sich zum Apostel ihres Ruhmes. Unrichtig ist es demnach, wie z. B. Fulda a. a. O. S. 451 es möchte, in Neukirchs schwulstigen Gedichten lediglich nur die Produkte einer irregeführten Jugend sehen zu wollen. In den Jahren 1689 und 1690 gab er den Lohensteinschen Arminius heraus und verherrlichte ihn mit überschwenglichen Worten in Prosa und Versen. Im Jahre 1695 dokumentierte er seine überzeugte Zugehörigkeit zur zweiten schlesischen Schule durch Herausgabe der Hofmanswaldauschen Sammlung, dem letzten grossen Vermächtnis der Häupter dieser Schule an die Deutschen. In der Vorrede zu HS I preist er Hofmanswaldau als „den deutschen Ovid“ und ist der Ansicht, dass ihm „seine liebeslieder nicht allein über alle deutsche, sondern auch über die meisten ausländischen poeten den sitz erworben“ hätten, den ihm „auch ins künfftige schwerlich jemand bestreiten“ werde. Noch unbegrenzter ist seine Bewunderung für den „fürtrefflichen Herrn von Lohenstein“, in dem man „allein fast alles beisammen finde, was sich in den andern nur

einzeln zeige". „Seine tragödien sind von den besten: Seine geistliche gedanken voller krafft und seine begräbnissgedichte unvergleichlich." Und die Gedanken in seinem Arminius seien der Art, „dass wir uns nicht schämen dürffen, dieselbigen allen heutigen Frantzosen entgegen zu setzen." Nicht minder rühmt er den Stil, die „Schreibart" der beiden und wagt kaum, bereits von der galanten Poesie der Franzosen beeinflusst, bei Hofmanswaldau „etliche harte metaphoren, so er von den Welschen behalten," zu tadeln und darauf hinzuweisen, dass es diesem „an ernsthafftigkeit, dem Herrn von Lohenstein aber an zeit (! nämlich seine Schriften „noch einmahl übersehen zu können") gemangelt" habe. Diese Urteile mögen zum Beweise genügen, dass Neukirch ursprünglich ein ebenso begeisterter Anhänger wie später heftiger Gegner der zweiten schlesischen Schule war, von der er ohne fremde Beeinflussung nie abgefallen wäre.

Wie Neukirch Hofmanswaldau und Lohenstein bewunderte, so ahmte er sie auch nach. Seine poetischen Erzeugnisse im Dienste der Hofmanwaldauschen Muse sind charakteristisch für die innere Unnatur und Unwahrheit der lächerlichen, jeglichen Hintergrundes entbehrenden Verkomplimentierungspoesie der zweiten schlesischen Schule. In einigen 40 „galanten" Gedichten — er schuf selbst als erster in der Hofmanswaldauschen Sammlung die Kategorie dieser Gedichte und verschaffte ihr dadurch für die nächsten Jahrzehnte das Bürgerrecht in der deutschen Litteratur [1]) — macht er die ganze Stoffskala dieser Dichtungsgattung durch. Er klagt wie ein schöngeistiger französischer Salonheld — es berührt bei ihm, dem Philister und Pedanten, geradezu komisch — über die Marter der Liebe und die Grausamkeit der meist fingierten Dame seines Herzens. Mit besonderer Vorliebe legt er ihr sein Herz zu Füssen, [2]) das in Ketten schmachtet, und winselt

---

[1]) Vgl. v. Waldberg: Galante Lyrik. Strassburg 1885. S. 3.

[2]) So HS I, S. 65, 67, 68.387. II, S. 79.

und stöhnt unter ihrem Joche. Aber er liebt seine Ketten und Liebesschmerzen und möchte vor Liebe sterben und stürbe auch, wenn er nicht gerade „aus liebe leben müsste“.[1]) Dass seine Geliebte ein Wesen ist, das er eigentlich nicht lieben darf, sondern anbeten sollte (HS I, S. 384), ist selbstverständlich; diese Eigentümlichkeit haben alle galanten Geliebten. Immerhin hat aber dieses himmlische Wesen verschiedene ganz irdische Reize, die Neukirch, auch dafür hat er Sinn, in 5 Madrigalen auf Augen, Mund, Haare, Hände und Brüste seiner Sylvia in HS I, S. 29 ff. besingt, nachdem er zuvor in einem Gedicht auf ihre Gestalt festgestellt hat, dass sie eine „Pracht“ besitze, „die, wann man sie zertheilt, kan ihrer sieben binden.“ Auch versäumt er es nicht, auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hinzuweisen und deshalb seine Geliebte zu heiterem, frohen Lebens- und Liebesgenuss aufzufordern.

„Ach! wirff doch einen blick auff deine silberballen,
Verstockte Sylvia,
Sie sind dem Tode nah;
Die spitzen lassen schon die rosenblüthe fallen,
Die berge ziehn die stolzen liljen ein,
Und werden bald so gleich wie deine wangen seyn.“

(s. HS I, S. 31 u. ä. II, S. 74).

Und um seinen Aufforderungen zum Liebesgenuss einen möglichst starken Nachdruck zu geben, weiss er für „ein weib, das fleisch und blut in ihrem busen trägt“ und als Jungfrau stirbt, eine geradezu erschreckende Grabschrift in Form eines Ikons auszusinnen (s. HS II, S. 75):

---

[1]) Siehe HS I, S. 56: „Als er sie das erste Mal küsste“. Der hier ausgesprochene Gedanke erinnert sehr an eine schon von M. v. Waldberg: G. Lyrik, S. 65 citierte Strophe Voitures, die auch sonst nachgeahmt wurde. Die Strophe lautet:

„Je me meurs tous les iours en adorant Syluie!
Mais dans les maux dont je me sens périr,
Je suis si content de mourir
Que ce plaisir me redonne la vie“.

„Hier lieget pech und stroh, das keine flamme fieng,
Ein schwefflicht wesen, das beym feuer nicht entbrante,
Ein zunder-voller leib, der keine glut erkante,
Ein glantz, der in der lufft wie trüber rauch vergieng,
Ein brunn, der seinen quell in feste mauren schloss,
Ein balsam, den wir nur von weitem angerochen.
Ein süsser citronat, den keine faust gebrochen,
Ein artzt, der seine krafft auf kalte tücher goss“ etc. etc.

So geht es dann noch sechs Zeilen weiter, bis er schliesslich den gewählten Schluss findet:

„Und will man alles hier auf einer Zeile lesen:
Hier liegt ein todtes mensch, das keine menschin war.“

Auch in der Schilderung des intimsten geschlechtlichen Verkehrs, die ja Lieblingsthema der 2. schlesischen Schule war, hat Neukirch sich versucht, wenn auch nur mit einem Gedichte „An Charatinen“ (HS I, S. 56 ff.), das aber an Gründlichkeit höchstens von Bessers „Schooss der Geliebten“ (HS I, S. 173 ff.) oder dem „Lustgespräch zweier herzlich verliebten Personen“ (HS I, S. 75 ff.) übertroffen wird.

In allen diesen Gedichten ist Hofmanswaldau Neukirchs nächstes und unmittelbares Vorbild, auch da — es ist charakteristisch für den Einfluss der lieblichen Hofmanswaldauschen Schreibart —, wo er sich stilistisch von ihm zu emanzipieren und mehr der natürlichen Schreibart der Franzosen sich zu bedienen sucht, wie in der kleinen Gruppe der Gedichte, die speziell den Namen der „galanten“ führt. Er begnügt sich im allgemeinen mit dem Metapherschatze Hofmanswaldaus und zeigt damit, wie auch die lyrische Dichtung der 2. schlesischen Schule trotz des weiten Spielraumes, der der Phantasie durch die Metapher eingeräumt war, lediglich doch nur hölzern und formelhaft war und bleiben musste. Die Lippen sind ihm von Korallen, die Hände von Elfenbein, Schnee oder Marmelstein, die Brüste Silberballen, Zuckerballen, Berge mit Lilien; er spricht von Schnee, der Glut und Flammen speien kann, vom „leichten marmel-spiel der apffel-runden ballen“, dem „schnee-gebürgten

bauch", vom „liebesnachen", vom „hals", der „voller milch von reinen lust-narcissen schwamm"; die Thränen sind ihm der „trübe schaum der herben thränen-flut", „vergiftetes saltz", „trauer-saltz" u. s. w. Die Metaphern stimmen also mit denen Hofmanswaldaus überein oder bewegen sich wenigstens ganz in ihrer Sphäre; die galanten Gedichte Neukirchs im weiteren Sinne bieten demnach formell ebensowenig wie inhaltlich etwas Originelles. Nur in der Pointe strebte Neukirch nach Originalität. „Seltsame Gedancken" einzustreuen, war ja das Ziel aller galanten Poeten und eine Forderung, die Neukirch selbst in der Vorrede zu HS I stellte. Nichts war dazu geeigneter als die Pointe, und Neukirch brachte zur pointierten Poesie eine nicht geringe Begabung mit. Doch verleitete ihn seine unermüdliche Jagd nach Spitzfindigkeiten bisweilen zu groben Geschmacklosigkeiten. Der Unwille seiner Geliebten über die Berührung ihres Busens veranlasst ihn zu folgenden Versen:

„Du sprichst: Sie (= die Hand) hat hier nichts zu suchen und zu thun.
Gar recht; Es soll auch bleiben.
Sie suchet nichts als dich, sie wünschet bloss zu ruhn,
Und ihren schertz zu treiben.
Was ursach hast du denn, dass du dich so beklagst?
Da du doch diese gunst den flöhen nicht versagst." [1])

Oder er schildert HS I, S. 31/32 die Klagen der in Kleidern eingeschlossenen weiblichen Brüste und fordert Sylvia auf, sie zu befreien:

„Wo nicht, so schneid' sie ab und wirf sie vor die rinder.
Dann wenn sie nur im finstern sollen ruhn,
So kan dirs, wann du willst, auch wohl ein schnupftuch thun."

Die ihm von der Geliebten eingeflösste Liebesglut muss (HS I, S. 31 „An Sylvien" und HS I, S. 389 „An Florinden") so gross sein, dass seine Hand schwarz wird, sobald sie den

---

[1]) S. HS I, S. 31 „An Sylvien".

Busen der Geliebten berührt, und HS I, S. 390 versteigt er sich zu den geschmacklosen Versen:

„Sylvia speit voller Wahn
Meines Herzens Weihrauch an.“[1]

Immerhin aber sind derartige Fälle verhältnismässig selten, und Neukirch steht im allgemeinen an treffender Wendung der Pointe nicht hinter Hofmanswaldau zurück. Auch sonst neigt er zu Spitzfindigkeiten. So nennt er z. B. nicht ohne Humor das Berühren der weiblichen Brüste „eine handvoll sünde“ (HS I, S. 32), oder er gebraucht Wortspiele wie: „Ach Sandau! hätt' ich nicht auf deinen sand gebaut“ (HS I, S. 58) oder „Mein leben reiset fort, und dennoch soll ich leben“ (HS I, S. 68) u. a. m. Diese Ausbildung pointierter Wendungen ist zum grossen Teil auf sein Studium der französischen galanten Dichter zurückzuführen, der Voiture, le Pays, Bouhours u. a., wenn es auch schwer ist, die direkten Vorlagen anzugeben. Die Wendung „eine handvoll sünde“ findet sich in einem „Madrigal aus dem Französischen.“

Ausser in Alexandrinergedichten, Madrigalen und Sonetten, denen die meisten bisher betrachteten Gedichte angehören, sucht nun Neukirch auch auf dem Gebiet der strophischen Lyrik, der „Arie“, mit Hofmanswaldau zu wetteifern. Hier schlägt er nun wie die meisten galanten Dichter einen frischen, fröhlichen Ton an, hält sich aber, sehr im Gegensatz zu Hofmanswaldau, von sexuellen Anspielungen vollständig fern. Überhaupt muss man als Vorzug der lyrischen Gedichte Neukirchs anführen, dass sie die „Wohlanständigkeit“ weit seltener verletzen als die seines Vorbildes. Die Arien und Oden der galanten Dichter berühren im grossen ganzen, obwohl Stoffe und Terminologie im wesentlichen dieselben sind wie in den „galanten“ und „verliebten“ Gedichten, weit sympathischer

---

[1]) Vgl. noch HS I, S. 204 im Gedicht „Der advocierende Cupido“ die Worte des über die Grösse der Nase erzürnten Mundes der Laelia.

als diese, da in ihnen der Schwulst fast gar nicht vertreten ist. Die kurzen, meist nur 6 zeiligen Strophen aus oft verschieden langen, gewöhnlich nicht mehr als 8-silbigen jambischen, trochäischen oder daktylischen Versen bestehend, boten zu breiten, bombastischen Vergleichen keinen Raum wie der lange, schwerfällige Alexandriner.[1]) Selbst Strophen, die nach Inhalt und Terminologie ganz auf dem Standpunkt der galanten Gedichte stehen, wie die folgende von Neukirch (HS I, S. 329):

Sylvia ist angenehm.
Ihre Lippen sind Korallen,
Ihre Brüste Zuckerballen,
Und ihr honigsüsses Lallen
Gleicht den jungen Nachtigallen,
Die die Mutter abgericht,
Nur ihr Herze tauget nicht".

unterscheiden sich sehr zu ihrem Vorteil von ähnlichen Alexandrinergedichten.

In den Arien entwickelt Neukirch eine grosse technische Mannigfaltigkeit und geht dabei sogar über Hofmanswaldau hinaus. Er bringt z. B. wie in dem Gedichte, aus dem die eben angeführte Strophe entnommen ist, die Pointe in Form des „Capos" oder Refrains, oder er wiederholt den Refrain am Anfang und am Schluss der Strophe wie in dem Gedichte „An Sylvien, über ihre Veränderung" (HS I, S. 390/91):

„Weinet ihr betrübten augen!
Weil der mund nicht reden kan.
Sylvia speyt voller wahn,
Da ich ihr doch nichts gethan,
Meines hertzens weyrauch an.
Weinet ihr betrübten augen!

Weinet ihr betrübten augen!
Schmertz und leiden ist zu gross . . ."

Diese Form, auch ähnlich in Neukirchs Gedicht „Auf ihren mund" (HS I, S. 331) vorliegend, wurde auch sonst

---

[1]) Vgl. v. Waldberg: G. Lyrik S. S. 122 und 125.

häufig angewandt. Auch Gedichte, in denen das Capo in der Mitte steht, finden sich bei ihm, so „Auf die liebe" (HS I, S. 330) und ähnlich „Auf Rosetten" (HS I, S. 331/32). Eine ganz besonders kunstvolle Form wendet er dann noch in dem Gedichte „An Basimenen" an (HS I. S. 383), von dem wir einige Strophen wegen der immerhin beachtenswerten Seltenheit hierhersetzen wollen:

„Ihr waffen gute nacht! Es muss gestorben seyn.
Mein leben hat ein ende,
Und wo ich mich hinwende,
Brennt nichts als schwefel herber pein.
Denn trotz und hoffart, die den ersten mensch betrogen,
Hat meiner hoffnung auch ihr paradiess entzogen.

Es muss gestorben seyn. **Mein hertze nur geduld!**
Und fluche nicht der liebe;
Denn dass ich mich betrübe,
Ist meine mehr als ihre schuld.
Sie hat mir korn gestreut, ich disteln aufgelesen;
Sie ist mein sonnenschein, ich mein comet gewesen.

Mein hertze nur geduld! Denn mit dem tode kan
Auch deine sünde sterben . . ."

Menantes bzw. Neumeister in seiner „Allerneuesten Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen" (Hamburg 1722) erwähnt diese Art — ein Beweis für ihre Seltenheit — nicht unter den „Oden" und „Arien".

Gerne hören wir Neukirch, wenn er einen humoristischen Ton anschlägt, falls er nicht dabei albern wird. So sind recht ansprechend die beiden Scherzlieder HS I. S. 381—83 und I, S. 387/88, die allerdings, besonders das erste, den Charakter der Jugendgedichte tragen und zweifellos aus Neukirchs Studentenzeit stammen. Leider aber verführt ihn, ähnlich wie bei der Pointe, die Sucht nach drastischen, humoristischen Wendungen bisweilen zu derben Albernheiten, wie in dem „Schertz-gedichte an Leonoren, über die plintzen" [1]) (d. i. Eierkuchen), in dem er das Leben einer

[1] S. HS I, S. 32—34.

Plinze, von dem Moment an, wo das Mehl, aus dem sie gebacken wird, als Korn aus der Erde wächst, bis zu dem Augenblick, wo sie „in den bauch geschickt" wird, mit dem Leben eines Menschen zu vergleichen sucht. Zur Illustration, was bei diesem Vergleich herauskommt, nur ein Beispiel:

„Wann euch (scil. den Plinzen bzw. dem Korn) der flegel nun den buckel abgeklopfft
So schicket man alsdann die Körner in die mühlen,
Und endlich wird das mehl in einen sack gestopfft.
So wann die Herren (= Lehrer) uns die hülsen abgetreten,
Und wir den Calepin bis auf den band verstehn,
So sehn wir allererst auf Universitäten,
Dass weissheit und verstand auch durch die mühle gehn.
Dann was wir vor gelernt, wird alles umgekehret,
Man dränget die vernunft in enge kercker ein,
Biss der gelehrte stein den groben rest verzehret,
Und unsre reden kern, die sitten tugend seyn.
Dann strotzt man wie ein sack vor lauter phantaseyen,
Man zeigt von aussen schon, was man verborgen trägt . . . ."

Unter den „Arien" finden sich nun einige, die sicher zu dem Frühesten gehören, was Neukirch im Stile Hofmanswaldaus gedichtet hat. Sie kennzeichnen sich sofort durch geringere Glätte der Verse und durch ein unverkennbares Ringen mit dem Ausdruck. Hierher gehören HS I, S. 327, 328, 337, 384 („An Floretten"). Aber es finden sich darunter auch solche, die zu den frühesten poetischen Erzeugnissen Neukirchs überhaupt gehören und in eine Zeit fallen, wo er, noch unbeeinflusst von Hofmanswaldaus Stil, „Opitz' klarem Bach" nachging. Hier sind in erster Linie zu nennen die beiden bereits angeführten Scherzgedichte, von denen das erste (HS I, S. 381—383) ein damals beliebtes Thema, die Plagen junger Ehemänner, behandelt, und ferner 2 kleine Liebesliedchen: „Auff die liebe" (HS I, S. 330) und „Auf Rosetten" (HS I, S. 331/32), die bei ihrer Frische und Natürlichkeit anmuten wie kleine Volksliedchen und zu dem Besten gehören, was Neukirch auf lyrischem Gebiet geschaffen hat. Auch dürften sie nach Glätte und Leichtigkeit in jener Zeit

nicht viele ihres gleichen haben. Die erste Strophe des Gedichtes „Auff die liebe“ sei hierher gesetzt:

„Ach! was wird durch Amors hand
Nicht auff erden ausgericht?
Man vergisst das vaterland,
Aber seine liebste nicht.
Man verlässet hof und haus,
Man versäumet freund und schmauss,
Aber seine liebste nicht.“

Selbst leise Klänge der Empfindung, die die Lyrik jener Zeit sonst nicht kennt, klingen durch, und Günther, der Bewunderer Neukirchs, hat sicher hierin manches von ihm gelernt.

Über Neukirchs Versuche in der Lieblingsgattung der Galanten, dem Epigramm, ist wenig zu sagen. Sie umfassen eigentliche Aufschriften und Sinngedichte. Die ersteren, „Grabschriften“, zusammen 31, meist auf historische Persönlichkeiten, Dichter, Gelehrte und Feldherrn, ganz in der Art Hofmanswaldaus, stehen nur in Hohbergs Beitrag zum schlesischen Helicon S. 278 ff. Einige haben Parallelen bei Hofmanswaldau, so die auf Alexander M., Gustav Adolf, Opitz, Aretino, Justus Lipsius, Erasmus von Rotterdam und Diogenes, und zeigen stellenweise sogar in Gedanken und Ausdruck Beeinflussung von seiner Seite So lautet Neukirchs Epigramm auf Gustav Adolf:

„Hier ruht ein tapffrer Held, der Trug und List erlegt,
Den nur der Meichel-Mord in diese Grufft getragen;
Was sein durchlauchtig Haupt vor Sieges-Palmen trägt,
Wird gantz Europa dir mit tausend zungen sagen.

Hofmanswaldaus entsprechendes Epigramm schliesst:

„Vor Lützen hat mein Muth mich in das Grab geleget,
Doch fiel ich als ein Baum, der tausend Äste schläget.“

Neukirch auf Alexander M. beginnt:

„Mir war das Herz zu gross und diese Welt zu klein“,

Hofmanswaldau:

„Mir war die Welt zu klein . . . "

Im allgemeinen steht Neukirch in den Grabschriften an Gedankenfülle sowie Kürze und Prägnanz des Ausdruckes hinter seinem Vorbilde zurück; ermüdend wirkt bei ihm schon der häufig sich wiederholende, in der ausländischen Epigrammenlitteratur allerdings sehr beliebte Anfang: „Hier liegt . . .", „hier ruht . . .", „. . . ruhet hier".

Die „Sinngedichte", von den Grabschriften meist durch grösseren Umfang und dadurch unterschieden, dass sie nicht eigentlich als Aufschriften gedacht sind, beziehen sich auf historische Persönlichkeiten, daneben auch auf Vertreter verschiedener menschlicher Schwächen. Unter den ersteren ragen eine Reihe recht markiger Epigramme gegen Ludwig XIV. hervor, so „Auf die Wegnahme Strassburgs 1681", „Auf das bildniss des Königs in Frankreich und die dabey brennende lampen" u. a. m. Das erstere lautet:

„Ihr Deutschen saget doch zu euren nachbarn nicht,
Dass Frankreichs Ludewig den frieden mit euch bricht,
Indem er Strassburg nimmt. Er spricht: Es ist erlogen,
Ich hab euch nicht bekriegt, ich hab euch nur betrogen."

Dieses und ähnliche Epigramme zeigen eine beachtenswerte vaterländische Gesinnung Neukirchs; vereinzelt stehen sie jedoch durchaus nicht da. Und in ihnen gar eine patriotische That sehen und wie Fulda a. a. O. S. 456 an Walther von der Vogelweide denken zu wollen, dürfte doch zu gewagt sein. Von den Epigrammen Neukirchs auf Danckelmann scheint eines, wohl das schlechteste (HS I, S. 90):

„Schreib, sprach die Poesie: Ja sagt ich, wo ich kan.
Schreib, sprach sie, dieses nur: Der treue Danckelmann".

von C. H. in HS IV, S. 246 parodiert worden zu sein.[1])

---

[1]) Das betr. Epigramm HS IV, S. 246 lautet:

„Schreib, sprach die poesie: ja, sagt ich, wo ich kan.
Schreib, sprach sie, bringst du gleich nur possen auf die bahn."

Auch des poetischen Briefes, der wichtigsten und charakteristischsten Dichtungsgattung der Galanten, hat Neukirch sich naturgemäss bedient. Seine hierhergehörigen Gedichte, es sind nur wenige,[1]) enthalten wie die ähnlichen Hofmanswaldaus [2]) meist nur langgesponnene Liebesversicherungen und charakterisieren sich, wie überhaupt bei den Galanten, als Briefe oft schon durch den Anfang. So (HS I. S. 61):

„Ach könnte dir mein hertz wie meine dinte fliessen!
Ach zöge dieses blat auch meine seuffzer an!"

Oder (HS I, S. 66):

„Wenn meine feder nicht mit rosen-zucker quillet,
Wenn eckel und verdruss aus allen zeilen steigt . . ."

Auch sonst bieten Neukirchs galante poetische Briefe inhaltlich und formell nichts Auffallendes. Dagegen interessieren sie uns in stilistischer Hinsicht wegen des in ihnen vorherrschenden Schwulstes. Die Metaphorik nimmt in ihnen einen unverhältnismässig breiten Raum ein und unterscheidet sich — das ist das Wesentliche und Wichtigste — teilweise schon von der Hofmanswaldaus. In den poetischen Briefen können wir das erste Mal Spuren des Einflusses des zweiten grossen Vorbildes Neukirchs, des andern Hauptes der zweiten schlesischen Schule, Lohensteins erkennen.

Man hat die uns vorliegende Periode der dichterischen Thätigkeit Neukirchs die Hofmanswaldau-Lohensteinsche genannt. Diese Bezeichnung deutet nicht nur die Thatsache seiner Abhängigkeit von diesen beiden Männern an, sondern sie bestimmt auch einen zeitlichen und graduellen Unterschied ihrer Einwirkung auf ihn. Lohensteins Einfluss machte sich nicht nur zeitlich etwas später, sondern auch weit stärker und nach-

[1]) So HS I, S. 56 ff.; 61 ff.; 64 ff.; 66 ff.; II, S. 74 ff.; 78 ff.
[2]) Vgl. Ettlinger a. a. O. S. 44.

haltiger geltend als der Hofmanswaldaus. Wie Neukirch den ersteren in der Vorrede zu HS I mehr bewunderte, so ahmte er ihn auch — die umgekehrten Angaben der meisten Litteraturgeschichten sind falsch — mehr nach. Seine lyrischen Gedichte gehören wohl zum grössten Teil, mit Ausnahme der kleinen Gruppe der „galanten", der 2. Hälfte der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts an. Mit ihnen ist der Einfluss Hofmanswaldaus auf Neukirch im wesentlichen erschöpft. Lohensteins Einfluss machte sich, wie aus einzelnen datierbaren oder datierten Gelegenheitsgedichten festgestellt werden kann, seit etwa 1689 mit elementarer Gewalt geltend und beherrschte von da an bis zum Abfall Neukirchs von den Schlesiern überhaupt seine ganze dichterische Produktion. Und gerade die Thatsache der alles umfassenden und alles bezwingenden Macht, mit der der Lohensteinismus in Neukirchs Gedichten allenthalben auftrat, nachdem er in ihnen Eingang gefunden hatte, nötigt uns auch, die von ihm noch nicht beeinflussten lyrischen Gedichte im grossen ganzen in die Zeit vor 1689 zu setzen. Wenn Gottsched die 1695 erschienenen „Galanten Gedichte" Neukirchs in der Vorrede zu seiner Ausgabe (S. 14 unpag.), irregeführt durch die wenigen darunter befindlichen französierenden Gedichte, als Beweis dafür anführen will, dass Neukirch „seine vorige hochtrabende Art zu denken und zu schreiben völlig hatte fahren lassen", so wirft das ein bedenkliches Licht auf seine kritische Fähigkeit und seine Kenntnis des von ihm so sehr geschmähten Hofmanswaldau (beachtenswert ist es übrigens, dass er gerade die schlimmsten der „galanten Gedichte", wie das schon citierte „Ach wirf doch einen Blick auf deine Silberballen", nicht abdruckt), ist andererseits jedoch auch bezeichnend dafür, dass für ihn der verdorbenste Geschmack Neukirchs in erster Linie durch dessen Lohensteinsche Schreibart repräsentiert wurde.

Hofmanswaldaus und Lohensteins Stil, so oft sie auch neben einander gestellt werden, und der letztere als eine

weitere Ausartung des ersten betrachtet wird, und so sehr sie sich auch in der rücksichtslosen Herrschaft der Metapher gleichen, sind doch im Grunde durchaus verschieden. Ursprung, Art und Zweck der Metaphern, denn nur diese kommen in Betracht, weichen von einander ab. Bei Hofmanswaldau sind sie im wesentlichen Erzeugnisse einer dichterischen Phantasie, bei Lohenstein des gelehrten Verstandes. Ersterer will durch sie verdeutlichen, versinnlichen, Abstraktes konkretisieren, letzterer will seine Gelehrsamkeit zeigen und zugleich belehren. Hofmanswaldau sucht durch sie die deutsche poetische Sprache zu bereichern und zu bilden, sie der ausländischen ebenbürtig zu machen, bei Lohenstein kommt die Form erst in zweiter Linie in Betracht, die Metapher ist für ihn ein Hauptmittel, „hohe Gedanken" einzustreuen. Hofmanswaldaus Metaphern sind die Produkte des Einflusses fremder, namentlich der italienischen Litteratur, die Lohensteins sind im wesentlichen Auswüchse der gelehrten Dichtung überhaupt, und nicht mit Unrecht hat man schon behauptet, dass in diesem Sinne bereits Opitz als Vorläufer Lohensteins gelten könne. Daraus ergiebt sich nun auch die Verschiedenheit der Art der Metaphern bei beiden Dichtern. Hofmanswaldau setzt sie aus bekannten Elementen zusammen und wird oft nur durch allzugrosse Häufung undeutlich, Lohenstein nimmt sie mit Vorliebe aus den unbekanntesten Gebieten, so dass sie ohne weitgehende Kenntnisse nicht zu verstehen sind und, statt zu verdeutlichen und zu erläutern, selbst wieder durch Anmerkungen erklärt werden müssen.

Mit dem Jahre 1689 etwa, wie bereits erwähnt wurde, geht nun Neukirch von der Nachahmung Hofmanswaldaus zu der Lohensteins über. Die äussere Veranlassung zu diesem Schritt dürfen wir in dem eifrigen Studium sehen, das Neukirch gerade zu jener Zeit dem Lohensteinschen Arminius angedeihen liess, und in der Begeisterung, von der er für dieses Werk erfüllt wurde. Der innere Grund aber liegt darin, dass Neukirch seiner ganzen Beanlagung und

Begabung nach weit mehr mit Lohenstein als mit Hofmanswaldau verwandt war. Hofmanswaldau besass dichterisches Talent und poetische Phantasie, beides ging Neukirch ebenso wie Lohenstein ab. Dagegen teilte er mit diesem den doktrinären Zug und die zeitgemässe Neigung zur Polyhistorie. Dazu kommt noch als sehr triftiger Grund, dass das Einflechten polyhistorischer Kenntnisse, wie Neukirch in seinem Absagegedicht an die Schlesier selbst gesteht, die Gedankenarbeit des Dichters wesentlich erleichterte; für Neukirch ein sehr gewichtiger Faktor, der, wie er selbst wiederholt bekennt, sich nicht in den „Orden“ zählen konnte,

> „der mit der schnellen post zum musenberge reist,
> der verse, wie ein brunn das wasser, von sich geusst,
> und zehen bogen kunst aus einem ermel schüttelt.“ [1]

Die sehr verschiedene Begabung, die Neukirch zur Nachahmung Hofmanswaldaus und Lohensteins mitbrachte, zeigt sich auch sehr deutlich an seinen dichterischen Erzeugnissen. Er folgte, wie wir gesehen haben, den Spuren Hofmanswaldaus unselbständig und meist ohne über ihn hinauszugehen. Das giebt bei ihm schon den sicheren Beweis dafür, dass er sich auf Hofmanswaldaus Gebiet nicht recht heimisch fühlte. Ohne äussern Anstoss betrat er zwar nie eine neue Bahn, aber wenn er sie betreten hatte und sie ihm einigermassen zusagte, strebte er selbständig vorwärts. Das zeigen gerade seine Gedichte im Geschmacke Lohensteins. In dem gelehrten Unrate von historischen, mythologischen, geographischen, astronomischen, zoologischen, botanischen und andern Gleichnissen fühlte er sich in seinem Elemente und suchte seine Kraft zu bewähren. Und es gelang ihm, seinen Meister noch zu übertreffen. Alle die Gelehrsamkeit, die Lohenstein in seinen Werken niedergelegt hat, finden wir in gewissenhaftem Auszuge in dem kleinen Rahmen der Gedichte Neukirchs aus jener Zeit wieder, so

---

[1]) S. HS I, S. 119.

gründlich, dass wir ihm den traurigen Ruhm zuerkennen müssen, unter allen Anhängern des gelehrten Schwulstes der zweiten schlesischen Schule das Hervorragendste und Menschenmöglichste geleistet zu haben.

In Betracht kommen hier in erster Linie seine Gelegenheitsgedichte aus jener Zeit, die „Hochzeit-“, Begräbnifs-“ und „Vermischte Gedichte“, deren auch er wie alle damaligen Poeten trotz ihrer eigenen, immer wiederkehrenden Klagen gegen die Gelegenheitsreimerei eine grosse Anzahl hinterlassen hat.

Am wenigsten von Lohenstein beeinflusst sind unter diesen die Hochzeitgedichte, deren Zahl ohnehin sehr klein ist — es sind nur drei, die hierher gehören —, und die kaum etwas Bemerkenswertes bieten. Nur darauf sei hingewiesen, dass sie sich von dem bei Hofmanswaldau beliebten Schema[1]) fernhalten und Venus und Cupido fast ganz aus dem Spiele lassen. Am meisten ähnelt er diesem noch in dem Gedichte: „Der vertheidigte Pythagoras oder die bei der Viccischen vermählung behauptete wanderung der seelen“, in dem er mit einem Hinblick auf die Brautnacht und den innerhalb Jahresfrist erscheinenden Erben schliesst. In dem Hochzeitssonett (HS III, S. 145/46) treten Venus und Cupido ähnlich wie bei Hofmanswaldau im Dialog auf.

Dagegen macht sich in den damaligen Begräbnisgedichten Neukirchs der Lohensteinismus mit seiner ganzen Stärke geltend. Sie sind überschwemmt von den Fluten gelehrter und geschmackloser Vergleiche, die den eigentlichen Inhalt und Gedankengang ersticken und sich als einzigen Zweck der Gedichte darstellen. Beispiele für das, was Neukirch sich auf diesem Gebiet leistet, werden folgen. Schon J. J. Breitinger zog in seiner „Critischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse“ (hsg. durch Bodmer, Zürich 1740)

---

[1]) S. Ettlinger a. a. O. S. 43.

in dem Abschnitt „von den Lohensteinschen Gleichnissen“ gegen diese Vergleiche zu Felde und verwarf sie als „blosse Gleichnisse, die keine Kraft haben zu beweisen“, von dem allerdings einseitigen Standpunkte aus, dass Vergleiche nur dann zulässig seien, wenn sie „zugleich ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes“ [1]) seien, also dass, um moderne Termini zu gebrauchen, nur Gleichnisse, nicht aber Vergleiche Beweiskraft hätten.

Naturgemäss konnte Neukirch bei dem gelehrten Wuste in den Begräbnisgedichten keine wirklich empfundenen Töne anschlagen, zumal da er ja auch hier wie in den Liebesgedichten dem Inhalt meist fremd gegenüberstand. Nur das Gedicht auf den Tod des mit ihm offenbar nahe befreundeten Adam Bänckner in Brieg (HS II, S. 181 ff.) macht eine Ausnahme, vor alle anderen könnte man als Motto den fast wie ironische Selbstkritik klingenden Vers Neukirchs aus dem Trauergedicht auf den Tod des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Ansbach (HS VII, S. 251 ff.) setzen:

„So kalt dein leichnam ist, so kalt ist mein gedichte.“

In der Regel wählt Neukirch für die Begräbnisgedichte irgendein, in günstigen Fällen zu dem Leben, Stand oder Namen des Verstorbenen in Beziehung stehendes Thema, das anlässlich „des seligen Hintritts“ des Gefeierten „vorgestellt“ wird. So behandelt er „die vollkommenheiten einer fürstlichen seelen“ bei dem Tode des Herzogs Rudolf Friedrich von Schleswig-Holstein (HS I, S. 131 ff.), „den kern aller Prediger und Christen“ bei dem Tode Dr. Johann Acoluths in Breslau 1689 (HS I, S. 157 ft.), „die dreyfache glücks- und ehrenkrone bey dem hintritt Frauen Catharina von der Lith“ (HS I, S. 127 ff.) u. s. w. Solche und ähnliche Themen legte man damals mit Vorliebe den Gelegenheitsgedichten zu Grunde, um etwas Abwechslung in die sonst

[1]) S. Breitinger a. a. O. S. 479 f.

noch trostlosere Einförmigkeit dieser Gedichte zu bringen, deren offiziellen Ton schon Opitz angegeben hatte, und deren inhaltliche Zergliederung die damaligen Poetiker eingehend beschäftigte. Gerne nahm Neukirch auch Aussprüche hochgestellter Persönlichkeiten, „gekrönte Worte“, als Themen für seine Gelegenheitsgedichte. Die Vorliebe für solche Worte war ja ein bezeichnender Zug des „politen“ Zeitalters.[1]) Besonderer Beliebtheit scheint sich der Ausspruch der Königin Elisabeth von England: „Ich sehe und schweige“ erfreut zu haben. Neukirch verwertet ihn zweimal, als Thema des Begräbnisgedichtes auf die Frau von Meinders „Fuge, tace, quiesce“ (HS I, S. 136 ff.) und in dem Gedichte „die verachtete Eitelkeit“ (Hohberg, Beitr. . . S. 57). Auch einem Leichengedicht in Uhses Neueröffnetem Musenkabinet (S. 391—393) liegt dieser Ausspruch zu Grunde. Ähnlich müssen die Worte der von König Heinrich vertriebenen Prinzessin Anna von England: „Sie (= die Laute) ist zu Thränen worden“ für Neukirch das Thema eines Begräbnisgedichtes abgeben.

Die Anlage der einzelnen Gedichte ist durchweg sehr ähnlich. Eine Einleitungsstrophe giebt die nähere Erklärung des Themas, worauf nach einigen allgemeinen Betrachtungen oder auch sofort die Anwendung auf den gegebenen Fall folgt. Den eigentlichen Inhalt bilden dann hinter bombastischem Schwulst versteckte Bemerkungen über die Eitelkeit alles Irdischen, überschwengliche Lobsprüche auf die Tugenden des Verstorbenen, namentlich seine Frömmigkeit, und schliesslich verheissungsvolle Trostblicke auf das Jenseits und das ewige Leben. Den standhaften Mut der Frau von der Lith weiss er z. B. HS I, S. 129 mit folgenden erhebenden Versen zu besingen:

„Sie wuste, dass um klee und grünen rossmarin,
Auch gifftiger napel und coloquinten blühn,
Dass selbst der balsam muss aus schnitt und wunden quellen,

[1]) S. Borinski: Baltasar Gracian. S. 71.

Und darum lachte sie, wenn wolck und donner brach,
Und ahmte der natür der klugen bienen nach,
Die auch den schirlings-saft in honigseim verstellen.“

Ihre Herrlichkeit im ewigen Leben schildert er (S. 130) folgendermassen:

„Gesetzt, dass Südland nun gesunder lüffte sey;
Es schätze Persien sein Tebris fieber-frey,
Es baue Waldemar ihm tausend sichre thäler:
So schaut sie alles doch wie Sodoms äpffel an,
Auff die der blasse tod diss urtheil schreiben kan:
Von aussen Carmesin, von innen dunst und fehler.“

Eine grosse Vorliebe zeigt Neukirch auch, nicht nur in den Begräbnis-, sondern auch in den „vermischten“ Gedichten, die alle stilistischen und inhaltlichen Mängel mit jenen teilen, für bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte Vergleiche zweier Dinge. „Ausführliche historische Gleichnisse“ nennt sie Breitinger a. a. O. S. 490 ff., die „in einer verknüpfften Ordnung unterschiedliche Ähnlichkeiten, die zwischen zweyen Dingen, als dem Bilde und Gegenbilde vorhanden sind“, anführen. Ein Gedicht dieser Form, die man als eine Art Gegenstück zu der des Ikons ansehen könnte, ist das bereits genannte „Scherzgedicht über die Plinzen“. Ferner gehört hierher: „Der Eichbaum bey dem Gutsmuthischen Begräbnisse fürgestellet, an. 1690“ (HS I, S. 154—157), „über die von Seiner Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg geschützte nachtigallen“ (HS I, S. 212—216) und bis zu einem gewissen Grade auch „die glückselige Zahl sieben, in Sr. Excellenz von Danckelmann fürgestellet“ (HS I, S. 180—186). Auf den Unsinn und die Geschmacklosigkeiten, die Neukirch bei diesen Vergleichen zu Tage fördert, wurde schon bei dem Gedicht über die Plinzen hingewiesen, hier seien nur noch einige weitere Belege gegeben. So einige Stellen aus dem „Eichbaum“:

„Sein erster Kindergang in der verwirrten welt
Nahm witz und lehren schon von jungen eichenzweigen;
Denn wie ihr zartes holtz sich, wie es uns gefällt,

Von unsern händen läst nach jeder forme beugen:
So fiel sein hertze bald der eltern willen bey,
Und liess wie Cimon sich zur Tugend aufwärts richten . . ."

„Mit zeit und jahren wuchs auch die erfahrenheit,
So wie ein eichenbaum von vielen sturm und winden . . ."

„Er suchte jederman mit liebe zu umfassen,
Und hat mit Phocion den gringsten nicht gekränckt,
Wohl aber vielen so wie eichenbäume bienen
Zu ihrem aufenthalt und schutze müssen dienen . . ."

Nechst liebe soll ein mensch auch klug im rathe seyn,
Nach art der wider gifft bewährten eichen-rinden.
Denn klugheit muss die noth mit zucker überstreun;
Wie ärtzte wund und schmertz mit eichenlaub verbinden . . ."

Dem Gedicht auf die geschützten Nachtigallen, in dem Neukirch in ähnlicher Weise sein Schicksal mit dem der Nachtigall zu vergleichen sucht, anknüpfend an die. übrigens nur in einer Anmerkung zu diesem Gedichte angeführte Sage von Philomele, der Tochter des athenischen Königs Pandion. widmet Breitinger a. a. O. S. 493—500 eine eingehende, ironisierende Besprechung und Kritik. [1])

Die gegebenen Beispiele können auch als Stilproben der Neukirchschen Gelegenheitsgedichte, als Zeugnis für die Herrschaft des „verworrenen Galimathias" in ihnen gelten. Eine auch von Breitinger a. a. O. S. 472 citierte Strophe aus der Lobschrift über den andern Teil des Arminius. vielleicht eine der berüchtigtsten Neukirchs, sei noch als Muster hierher gesetzt:

---

[1]) Ein kleines Versehen ist Breitinger mit untergelaufen. S. 498 heisst es bei ihm:

„Sie (= die Nachtigall) singet nicht länger, als bis die Sommer-Hitze kömmt, alsdann giebet . . . ", während die Stelle HS I, S. 214 lautet:

„Doch wenn der sonne glut den himmel angezündet,
So giebt dein lust-gesang der erden gute nacht".

d. h. die Nachtigall singt nur bei Nacht.

„Das macht die meisten seyn vor grossem eyfer blind,
Und führen gall und zorn im kopffe, wie sardellen:
Drum kan ihr urthel, das von wermuth fast zerrinnt,
Wie quitten nicht zugleich mit muscateller quellen.
Den andern mangelt gar zuweilen der verstand,
So wie den krebsen blut, und wilden bäumen feigen.
Ja wenn ihr geist sich soll im alterthume zeigen,
So ist den ärmsten offt das jota kaum bekant:
Und dennoch soll ihr ruhm nach tausend klugen Griechen,
Und ihre feder, wie Cardanus athem riechen.“

Solche Verse hätte Hofmanswaldau oder einer seiner Nachfolger nie zu schreiben vermocht, und selbst bei Lohenstein dürften sie schwerlich ihres gleichen haben. Auch einzelne Vergleiche sind häufig geschmacklos, so wenn Neukirch die Nacht „den affen der natur“, Gott und Frömmigkeit einen „noth- und gifft-saphir“ nennt, der die Sünde so vertreibe, wie „ein pestgeschwüre weicht vor schimmernden saphiren“, wenn er meint, dass ein Apfel oder ein Stück Zucker Kinder oft mehr ergötze, „als affen honigseim im hunger trösten kan,“ wenn er die Frau von Meinders mit einem Chamäleon, die Gottesfurcht mit grünen Schoten vergleicht u. s. w. Ganz widersinnig sind folgende Zeilen (HS I, S. 129):

„Denn statt der aschen tranck sie Christi freuden-wein,
Vor kohlen schluckte sie nur himmelsflammen ein . . .“,

die allerdings mehr an Hofmanswaldausche Vergleiche erinnern.

Eine besondere Vorliebe für die eine oder andere Art von Vergleichen lässt sich bei Neukirch kaum feststellen, er nimmt sie wie sein Vorbild Lohenstein aus allen erdenklichen Gebieten. Häufiger kommen bei ihm vor, „magnet“ und „compass“, die sich nach dem „pole“, dem „norden“, dem „agtstern“ u. s. w. drehen. Auch der „baum von Japan, der von dem regen stirbt und in der sonne grünet“, findet sich wiederholt, ebenso für den Gedanken „per aspera ad astra“ die Verse:

„Denn wer in Canaan nach milch und honig ringet,
Muss in Egyptenland vor knecht und sclave seyn.“

Gerne leitet er auch Vergleiche mit der bisweilen fast komisch berührenden Wendung „vielleicht, weil . . .“ ein. So in Hohberg, Beitr. S. 184:

„Ein Land, das Übermuth und Eitelkeit erhebt,
Kan in der Länge so, wie Mertzen-Schnee, bestehen.
Vielleicht, weil Tausendschön nur einen Sommer lebt,
Und Rosen offtermahls im Blühen schon vergehen.“

Oder Hohberg S. 188:

„So weiss Gelehrsamkeit die Grossmuth wohl zu küssen,
Und giebt dem Adel Glantz, der Tugend Schein und Licht.
Vielleicht, weil Feigen stets mit vieler Mühe grünen,
Und Kluge nur durch Schweiss dem Vaterlande dienen.“

Oder er spricht in HS I, S. 183/84 die kaum wahrscheinliche Vermutung aus, dass Danckelmann bei seinen Entschlüssen vorsichtig zu Werke gehe.

„Vielleicht, weil mispeln erst auf stroh und harter erden
. . . . nutzbar werden.“

vgl. noch HS I, S. 180, 188; Hohberg, Beitr. S. 175, 185 u. a. m.

Die häufigere Anwendung einzelner dieser Vergleiche, so besonders der oben genannten nautischen, teilt Neukirch mit Lohenstein. Weitere Parallelen aus Lohensteins Werken anzuführen, mag mir erlassen bleiben. Die angeführten Beispiele aus Neukirch können bei nur flüchtiger Kenntnisnahme Lohensteins leicht durch weitere zahlreiche ähnliche gestützt werden, und haben ausserdem die Abhängigkeit Neukirchs von Lohenstein und seine masslose Übertreibung von dessen Manier bereits zur Evidenz dargelegt.

Ein beliebtes stilistisches Mittel Neukirchs, das namentlich auch in den Gedichten von Uhses Musenkabinet sehr häufig verwandt ist, ist ferner die Charakterisierung von Gegenständen oder Wesen durch Aufschriften. So trägt

z. B. die Sünde (HS I, S. 139/140) am Halse ein Zauberglas mit der Aufschrift: „Durch Lügen und Betrügen." die Wollust hat die Überschrift: „Lust und Verlust beysammen," und die Hoffahrt muss gar den Turm von Babel auf den Kopf gebunden haben,

„Aus dem ein trüber rauch mit diesen worten fuhr:
Je weniger ich bin, je höher will ich steigen."

vgl. noch HS I, S. 127, 135, 166, 167 u. s. w. Seiner eigenen „Wenigkeit" gegenüber der Hoheit des Angedichteten, ein Gegensatz, den die galante Dichtung und, wie wir noch sehen werden, auch die Hofpoesie mit Vorliebe hervorhebt, giebt Neukirch, besonders in Bittgedichten, gern in folgender Form Ausdruck:

„Wenn eine wolcke glantz aus sonnen-strahlen zieht,
Die spreu den diamant, die ulme reben liebet,
Geringer majoran bai kayser-kronen blüht,
Ein hoher ceder-baum auch pappeln schatten giebet:
So wundere dich nicht, du wunder kluger welt,
Dass sich mein finsterniss zu deinem lichte stellt,
Und seinen schimmer will aus deinen holden augen,
Wie muscheln ihre krafft aus kühlen morgen saugen."[1])

Breitinger a. a. O. S. 473f. verfasst in demselben Stile ein humoristisches ablehnendes Antwortschreiben.

In der äusseren Form seiner Gedichte schliesst sich Neukirch an seine beiden Vorbilder, die hierin übereinstimmen, an, indem er neben dem fortlaufenden Alexandriner meist 6-, 8- und vor allem 10-zeilige Alexandrinerstrophen anwendet. Die Reimstellung in den Strophen ist sehr verschieden, doch sind die beiden letzten Zeilen der 10-zeiligen Strophen immer parallel gereimt. Dass in den strophischen Alexandrinergedichten lyrischen Inhalts

[1]) Anfang des Gedichtes „an S. Excell. Herrn geheimden Rath v. Fuchs" HS I, S. 186 ff. Genau derselbe Gedanke findet sich in fast wörtlicher Wiedergabe am Anfang zweier Gedichte in Hohberg, Beitr. S. 178 ff. u. 183 ff.

auch kürzere Verse sich finden, haben verschiedene der oben angeführten Beispiele gezeigt. Die Gedichte in fortlaufenden Alexandrinern sind teils im „heroischen“ d. h. in parallelen, teils im „elegischen“ Versmasse d. h. in kreuzweisen Reimpaaren geschrieben. Männliche und weibliche Reime wechseln regelmässig ab, der Sinnabschluss nach je 4 Versen ist bei dem elegischen Versmasse obligatorisch, beim heroischen beliebig oder zufällig. Auch die Reimstellung a b b a findet sich, ebenfalls ohne notwendigen Sinnabschluss nach dem 4. Verse.

Lohensteins Einfluss auf Neukirch lässt sich nun im Gegensatz zu dem Hofmanswaldaus, der sich, wie bereits ausgeführt wurde, vor 1700 wenigstens, lediglich auf die lyrischen Gedichte beschränkte, deutlich bis zum Ende des Jahrhunderts verfolgen, vor allem in den „heroischen“ Gedichten, zu denen Hofmanswaldaus „stylus sich nicht wohl schickte“, [1]) in denen aber Lohensteins Schreibart wegen der „hohen Erfindungen“, die es einzustreuen galt, eine starke Stütze hatte. Selbst ein Gedicht auf den König von Preussen, das also frühestens im Jahre 1701 entstanden sein kann, ist, falls wir der Echtheit trauen dürfen — es findet sich nur in Hohbergs Beitr. S. 183 ff. —, noch ganz in Lohensteins Geschmack abgefasst und beginnt mit den vielversprechenden Versen:

„Wenn ulmen ihre Krafft aus hohen Bäumen ziehn,
Bey Kayser-Cronen auch gemeiner Klee zu finden . . .“

Der Nachweis späterer Einwirkung Hofmanswaldaus und Lohensteins auf die Gestaltung von Neukirchs Stil wird ein Teil der Aufgabe des nächsten Kapitels sein.

Um der galanten Briefe willen, die zusammen (im Jahre 1695) mit den galanten Gedichten erschienen, also ihrer Entstehungszeit nach der eben betrachteten Periode angehören, und die sich ausserdem inhaltlich nahe mit den behandelten lyrischen Gedichten Neukirchs berühren, seien

[1]) Neukirch in der Vorrede zu HS I.

hier seine beiden Briefsteller kurz behandelt, obwohl sie im wesentlichen bereits seiner französisierenden Richtung angehören. Der theoretische Teil, die „Anweisung“, ist eine fleissige und pedantische Arbeit, die nach Vertiefung und Gründlichkeit die meisten damaligen Briefsteller überragt, in Bezug auf die eigentliche Theorie des Briefes sich jedoch nicht über ihr Niveau erhebt.[1]) Das erste der 4 Bücher giebt zum ersten Male eine genaue Charakteristik der an einander schreibenden Personen nach Geschlecht, Stand, Temperament, Alter, Vaterland u. s. w. Die Einteilung der Personen nach dem Temperament im 6. Kapitel stützt sich auf Christian Thomasius' Tractat von Ausübung der Sittenlehre. Bei der Behandlung der Disposition der Briefe erkennt er zwar kein allgemein giltiges Schema an, giebt aber im grossen ganzen der Einteilung Christian Weises in Antecedens, Connexio, Consequens den Vorzug. Überhaupt berührt er sich in seiner „Anweisung“ am nächsten mit Weises „Curiösen Gedanken von Deutschen Briefen“, Leipzig und Dresden, 1698. „Als der erste, der sich von seinen lands-leuten dis unterstanden,“ behandelt er auch die verliebten Briefe, giebt auch für sie die ewähnte Disposition, ist aber doch der Ansicht, dass „verliebte briefe sich nach keinen regeln eintheilen lassen. Denn sie müssen von hertzen gehen, und so bald man sie zwingen wil, so kommen sie nicht mehr verliebt heraus“. Mit dieser Ansicht nähert er sich schon der Brieftheorie des 18. Jahrhunderts, die alle Einteilungsvorschriften als zwecklos verwarf (vgl. z. B. Gellert in seinem weiter unten citierten Werke S. 46 ff.). In noch höherem Masse vertritt Neukirch diese Ansicht bei den galanten Briefen, die er ebenfalls als der erste einer gründlichen Betrachtung unterzog, um zu versuchen, „wie weit sich in diesem stücke sowol die krafft unserer gedancken, als feder erstrecket.“

---

[1]) S. Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. II (Berlin 1891), S. 214 ff.

Naturgemäss steht er ganz unter dem Einfluss der Franzosen, die „in diesem stücke . . . so wol den alten, als neuen nationen den preiss bestritten" hätten, müht sich vergeblich mit der Definition des Wesens der galanten Briefe ab, ohne über das je ne sais quoi hinauszukommen, und empfiehlt als Muster Costar, Balzac, Bussy Rabutin, Corneille, Molière, Bouhours, Boileau, le Pays u. a. Vor allen aber hat Voiture Gnade vor seinen Augen gefunden. Seine eigenen, 1695 erschienenen galanten Briefe, deren Zahl später in den „Deutschen Briefen" namentlich durch Übersetzungen aus dem Französischen vermehrt wurde, ahmen nicht ohne Geschick die gesuchte und häufig genug anwidernde Geistreichigkeit der Franzosen nach und verdienen, als zu den frühesten derartigen Versuchen gehörig, wohl historische Beachtung. Im Gegensatz zur „Anweisung" ist im praktischen Teile le Pays am meisten bevorzugt, übersetzt und nachgeahmt. Besonders scheinen ihm die oft etwas freien und derben, aber auch ebenso häufig geschmacklosen Scherze dieses Franzosen gefallen zu haben, ein ganz in seinem Stile gehaltenes Schreiben Neukirchs „an Callisten" (G. Br. u. Ged. S. 61 ff.) wird von Gellert citiert, um „Eckel vor der unverschämten Art zu scherzen zu erwecken". Seit Neukirch spielten die galanten Briefe in den zahllosen Briefstellern jener Zeit eine hervorragende Rolle, seine eigenen — die übrigen praktischen Beispiele seines Briefstellers bieten nichts Erwähnenswertes — wurden unzählige Male aufgelegt und als Muster empfohlen. Gottsched hielt Neukirchs Briefsteller für allein würdig, „in dieser Art der Wohlredenheit zum Muster zu dienen," und bis in die Zeit des jungen Goethe hinein konnte man noch neue Auflagen mit gewichtigen Lobreden auf Neukirch erscheinen lassen. Zwar hatte schon 1751 Gellert, der Apostel der Natürlichkeit, von der er freilich selbst noch weit entfernt war, in seinen „Briefen, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" Neukirch zum Repräsen-

tanten der Unnatur und des verdorbenen Geschmackes gemacht, und Lessing begann seine Recension über Gellerts Briefe vom 8. Mai desselben Jahres [1]) mit den Worten: „Was abgeschmackte Junckers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich und nur zur Aufhaltung des guten Geschmackes unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet.“ Diesem harten Urteil gegenüber wird Stockhausen in der 2. Auflage seiner „Grundsätze wohleingerichteter Briefe“ (Wien 1766) der Arbeit Neukirchs vom historischen Standpunkte aus gerechter — denn einen gewissen Fortschritt bedeutete sie zur Zeit ihres Erscheinens immerhin —, wenn er meint, dass sie zwar mit Weises Curiösen Gedanken, Talanders Briefsteller, Menantes Anleitung, Harsdörfers deutschem Secretarius u. a. „mehr den Geschmack verderben, als bessern und reinigen könne“, dass aber Neukirch „noch der leidlichste“ sei, und „ob er gleich ebenfalls nach dem Zwang der Chrie unterrichte, so verdiene doch seine Arbeit allemal einen Lobspruch“.

---

[1]) S. Lessings Werke (Hempel) XII, S. 441/42.

Neukirch als Gegner der zweiten schlesischen Schule.

Während die Gedichte des ersten Berliner Aufenthaltes Neukirchs aus den Jahren 1692 und 1693 noch ausnahmslos den Charakter der schwulstigen Schreibart tragen, zeigen die poetischen Produkte aus der Mitte dieses Jahrzehnts teilweise eine bedeutungsvolle stilistische Verschiedenheit, die sich zunächst in einer Einschränkung des Bilderreichtums geltend macht. In Betracht kommen als die ersten dieser Art einige in Halle entstandenen Gedichte, so auf den Geheimen Rat Stryk (HS I, S. 117 ff. und S. 306 f.) und insbesondere das Huldigungsgedicht auf den Namenstag des Röm. Königs Josephi zum 19. März 1694 im Namen der Universität Halle (HS I, S. 395 f.):

„Ihr Musen laufft zusammen!
Denn Joseph lebet noch."

Sie sind die frühesten Erzeugnisse einer unter französischem Einfluss entstandenen und wohl durch seinen Berliner Aufenthalt verursachten Geschmacksänderung Neukirchs, die in den folgenden Jahren immer bestimmter sich geltend machte und schliesslich mit seinem völligen Abfall von den Schlesiern endigte. In beabsichtigten Gegensatz zu der zweiten schlesischen Schule trat er jedoch damals noch nicht, und in der Vorrede zu HS I haben wir

ihn bereits noch als rückhaltlosen Bewunderer Hofmanswaldaus und Lohensteins kennen gelernt. Daneben spielen aber doch in derselben Vorrede die Franzosen bereits eine wichtige Rolle, wenn Neukirch sich auch sichtlich bemüht, ihre Schwächen möglichst augenfällig zu machen. Sie werden als „im erfinden sehr hurtig und in ausbildung ihrer gedancken ganz artig“ gerühmt und als „in galanten dingen“ vor allen Ausländern „excellierend“ bezeichnet; und neben Hofmanswaldau werden Bouhours und Boileau den galanten Dichtern als Muster empfohlen, wenn letzterer sich auch das Urtheil gefallen lassen muss, dass er „das meiste dem Juvenalis und Horatius in seinen Satyren abgeborget“ habe. In der kleinen Gruppe der „galanten Gedichte“ Neukirchs ist, wie bereits angedeutet wurde, das freilich wenig erfolgreiche Streben, sich von der Hofmanswaldauschen Schreibart zu emanzipieren, nicht zu verkennen, und ein satirisches Gedicht „Auf den Asinius“ (HS I, S. 195—197) scheint sogar unter dem unmittelbaren Einfluss Boileaus entstanden zu sein, nach dessen 2. Satire Neukirch wohl auch sein bereits citiertes, dieser Zeit angehörendes Bekenntnis über seine poetische Begabung (HS I, S. 119) verfasst haben wird.

Die Jahre des Leipziger und Dresdener Aufenthaltes Neukirchs bilden nun diesen Übergang in seinem poetischen Schaffen. Seine Gedichte aus dieser Zeit, es sind durchweg Huldigungsgedichte, zeigen einerseits noch starke Beeinflussung vonseiten Lohensteins und nähern sich andrerseits mehr und mehr der Schreibart des neuen Geschmackes. Gerade die „heroischen“ oder Huldigungsgedichte, die mit ihren „hohen erfindungen“ dem Lohensteinismus besonders günstig waren, drängten auf der anderen Seite auch durch die nötigen „artigen“ und schmeichelhaften „gedancken“ zum Anschluss an die im Schmeicheln besonders starken Franzosen und vor allem an Boileau, der in Deutschland als Haupt-„Flatteur“ angesehen wurde. Neben Gedichten mit dem typischen Anfang:

„So, wie ein Ceder-Baum aus tiefer Erde steigt . . .“

stehen um diese Zeit andere wie:

„Herr! wenn dis schlechte Blat und mein gebückter Kiel
Dein hohes Purpurkleid von ferne küssen wil,
Wenn ich dein hohes Lob zu singen angefangen,
Und dieser Vorsatz mir etwa von statten gangen;
So dencke demnach nicht, Durchlauchtigst-grosser Held,
Dass meine Blödigkeit von sich dies Urtheil fällt,
Sie könne Wort und Kiel den Wolcken gleiche treiben,
Und deiner Majestät ein würdig Loblied schreiben . . .“ [1]),

die schon ganz der neuen Richtung angehören. Die Beschäftigung mit Boileau und Horaz brachte dann, wie Neukirch wenigstens erzählt, nach längerem Schwanken die Entscheidung für den neuen Geschmack und seinen Abfall von den Schlesiern, den er in dem oft citierten, aus dem Jahre 1700 stammenden Hochzeitsgedicht „Auf die Linck- und Regiufsische vermählung“ in Breslau (HS VI, S. 95—97 und Gottsched S. 198—200) nicht ohne Humor offiziell erklärte. Eine gewisse Selbstverleugnung dürfen wir dabei Neukirch, dem doch nur mit Mühe die Verse flossen, nicht absprechen, denn:

„Vor kamen wort und reim: itzt lauff ich ihnen nach:
Vor flog ich himmel-an; itzt thu ich ganz gemach.“

Auch der Verlust des Ruhmes, den er unter seinen Landsleuten gehabt hatte, „ein Mann von hohen Dichtergaben“ und mehr als Opitz zu sein, konnte ihn nicht abhalten, obwohl er es durch seinen Abfall, wie es scheint, bisweilen mit beiden Parteien verdarb.[2]) Immerhin aber dürfen wir tiefere Beweggründe für seinen Schritt, mit dem er es scheinbar so ernst nahm, dass er sogar die harmlosen Götter Venus und Cupido feierlich aus seinen Gedichten verbannte,

---

[1]) Ged. auf Friedrich August I. von Polen (s. Hohberg, Beitr. S. 192—196, auch bei Gottsched S. 185—187).

[2]) Darauf deutet eine Stelle der Satire „Auf unverständige Poeten“, v. 102—108.

nicht suchen. Er war lediglich nur ein Zugeständnis an die herrschende Mode und ein Produkt der Erkenntnis Neukirchs, dass es mit der Zeit des Marmels und Porphyrs zu Ende ging, weniger eine That des Dichters als des berechnenden Geschäftsmannes, weniger eine Bekehrung zum Besseren als zum Praktischeren und Vorteilhafteren. Seine bereits erwähnte Schwäche für den Hof war der ausschlaggebende Faktor, weshalb er denn auch in seinem Absagegedicht und auch späterhin nur mehr die Thatsache seines Abfalles als eine Begründung desselben giebt.

Gerade die Höfe waren ja der Hauptsitz der neuen, von Frankreich inaugurierten Geschmacksänderung, die in ihren Anfängen bis in die fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts zurückgeht, in der Litteratur sich aber erst gegen Ende des Jahrhunderts geltend machte. Sie teilte sich bei uns in zwei Zweige. Vom Standpunkte der Natur und Vernunft machte Christian Weise Front gegen den Schwulst der Schlesier. Obwohl nicht ohne Vorstellung von dem Werte der Poesie, beschränkte er sich jedoch darauf, an der Möglichkeit des Aufschwunges der deutschen Dichtung zu verzweifeln, sie nur als Mittel zur Erlernung der Beredsamkeit zu betrachten und vor ihrer Betreibung als Selbstzweck zu warnen [1]), und verlor sich so zuletzt in eine wässerige Prosa. Die zweite Richtung, die gegen Hofmanswaldau - Lohenstein wie gegen Weise sich wandte, vertrat eine Gruppe von Männern, die man gemeinhin als Hofpoeten bezeichnet. Natur, Vernunft und Geschmack wurden nach dem Vorbild der französischen Klassizisten ihre Schlagworte, Boileau ihr angebetetes Haupt. Hüten muss man sich jedoch, ihre Richtung mit der französischen zu identifizieren. Die klassizistische

---

[1]) Seine Hauptansichten über die Poesie hat Christ. Weise in den „Curiösen Gedancken von deutschen Versen etc.“ 1692. II, cap. 1 „von dem Nutzen der Verse“ niedergelegt. Vgl. auch Borinski: „Poetik der Renaissance“ S. 331 ff. Borinski hat S. 333 a. 1 Druckfehler: Cur. Ged. I, 13 (statt II, 13).

Schule Frankreichs brachte eine Reaktion gegen Stil und Inhalt der Poesie, gegen Renaissance, Schwulst und Preziösentum in gleicher Weise, sie inaugurierte ein neues Zeitalter und schuf erst den Geschmack κατ' ἐξοχήν. Die deutsche Hofpoesie dagegen erstrebte im wesentlichen nur eine Reinigung des Stiles, übernahm jedoch von den Schlesiern die Galanterie und Geziertheit des Inhaltes und erhob sie erst zu wahrer Blüte. Die deutschen Nachahmer Boileaus brachten, und darin liegt der Schwerpunkt des Unterschiedes, keinen neuen Geschmack, sie stellten nur den von Hofmanswaldau und Lohenstein verdorbenen guten Geschmack wieder her, dessen Begründer für sie bereits der „Vater unserer Dichtung" gewesen war. Der „Horatianer" Opitz wurde von ihnen wieder über alle Poeten auf den Schild erhoben, wurde als Urheber aller, nach damaliger Ansicht ja sehr bedeutenden Vorzüge der deutschen Dichtkunst gefeiert und zu einem „Malherbe und Boileau zugleich" [1]) gestempelt.

Die Hofpoesie oder besser höfische Ovationspoesie, die zu keiner anderen Zeit in der deutschen Litteratur so erschreckende, foliantenfüllende Dimensionen angenommen hat wie gerade um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, ist das eigentümlichste Produkt des französischen Einflusses, speziell Boileaus, auf Deutschland. Die Gründe ihrer damaligen ungeheuren Ausbreitung sind verschiedener Art. Der Hauptgrund liegt in dem bereits angedeuteten durchaus französischen Geschmacke der Höfe, der sich am deutlichsten in dem unbestrittenen Übergewicht der französischen Sprache nicht nur an den meisten Höfen, sondern auch in allen Kreisen vornehmer Bildung äusserte, [2]) so dass diese z. B. in Berlin am Hofe Sophie Charlottens fast ausschliesslich Umgangssprache war. Die Kluft, die

---

[1]) Vgl. Borinski: Poetik d. R. S. 373.

[2]) Vgl. Varnhagen von Ense: „Königin Sophie Charlotte von Preussen" (Biogr. Denkm. IV. Leipzig, Brockhaus 1872. S. 332 f.).

dadurch zwischen den höfischen und bürgerlichen Kreisen, besonders der Poeten und Schulgelehrten mit ihrer Begeisterung für die deutsche Haupt- und Heldensprache, sich bildete, veranlasste allenthalben die Klagen der letzteren über das Überhandnehmen des Französischen und die Verachtung der deutschen Muttersprache, [1]) erzeugte aber auch andererseits in den bürgerlichen Dichtern, die naturgemäss sich der neuen Strömung auch nicht ganz hatten entziehen können, das Streben, die Kluft zu überbrücken und zum Hofe in Beziehung zu kommen. Höfische Bildung musste eben dem „Politiker“ des 17. Jahrhunderts mehr und mehr als höchstes Ideal erscheinen, und so begann nun ein allgemeines Drängen nach dem Hofe, der ja auch — ein sehr wichtiger Faktor — seine Dichter vorzüglich honorierte. Man begann den Gründen der Vortrefflichkeit des Horaz und Vergil nachzuspüren und machte die interessante Entdeckung, dass diese beiden nicht nur „sehr wohl studiert“ und Zeit genug gehabt hatten, ihre Werke zu korrigieren, sondern auch noch so glücklich gewesen waren, mit lauter gelehrten und gebildeten Leuten zu verkehren und sich am Hofe des Kaisers Augustus aufzuhalten. Und „es ist in der That“, meint Christian Wernicke, [2]) „unstreitig, dafs die, welche nur grundgelehrt sind, und nebst einem erweckten Geist einen natürlichen Trieb zur Tichtkunst in sich fühlen, dennoch lange nicht so hoch in derselben steigen können, als diejenige, die nebst diesen schönen Eigenschaften entweder selbst von hohem Stande gebohren sind, und eine gleichmässige Aufferziehung gehabt haben; oder mit dergleichen Personen eine lange Zeit umgegangen, und folgends eine vollkommene Wissenschaft der Welt, derer Gebräuche, Sitten und Sprachen sich an Höfen erworben haben“. So vereinigte sich das Streben der Dichter

---

[1]) So z. B. auch Neukirch in der Vorrede zu HS I.

[2]) „Poetischer Versuch in einem Heldengedicht und etlichen Schäffer-Gedichten, mehrentheils aber in Überschrifften bestehend . . .“ Hamburg 1704. Vorrede.

mit dem Geschmacke der Höfe, und das Produkt dieser Vereinigung konnte nur höfische Ovationspoesie sein. Dazu kamen noch als äussere Gründe politische Ereignisse, die an den patriotisch fühlenden, wenn auch keiner höheren Begeisterung fähigen Poeten nicht spurlos vorübergehen konnten. Die Siege Eugens und des Wiener Kaiserhauses im Türken- und spanischen Erbfolgekriege, die Wahl des sächsischen Kurfürsten zum König von Polen, die Erfolge Brandenburgs gegen die Schweden und Franzosen und seine Erhebung zum Königreich, die mehr und mehr unter französischem Einflusse sich geltend machende verschwenderisch-luxuriöse Prachtentfaltung erfüllte die deutschen Poeten — man darf diesen Gesichtspunkt bei Beurteilung der Hofpoesie nie ganz ausser Acht lassen — mit freudigem Stolze und stimmte ihre Flöten zu triumphierenden Tönen. Einzelne Höfe gestatteten sich sogar zur Deckung des poetischen Bedarfs für alle Fälle den Luxus eines besonderen Hofpoeten. Vor allen aber war Berlin der Sammelplatz und Zielpunkt dieser Art von Dichtern, und es schien sogar eine Zeit lang, als ob die deutsche Kunst dort eine dauernde Wohnstätte finden sollte. Man sang von einem Augustus und einem Augustäischen Zeitalter — die deutschen Horaze und Vergile glaubte man ja zu haben —, und selbst der kritische Wernicke war der Ansicht, dass „der Königliche Preufsische Hof auch in der Dichtkunst des Vaterlandes Ehre befodern, und die vor Zeiten so genante Götter-Sprache von der Verachtung retten und zum wenigsten zu einer Männlichen Sprache machen wolle". Schon der grosse Kurfürst begann damit, Dichter, die ihm ihre Huldigungen darbrachten, wie Simon Dach, zu belohnen und nahm 1680 den späteren Ceremonienmeister von Besser in seine Dienste, der bald in die Stellung eines offiziellen Hofpoeten einrückte. Dieses Jahr 1680 kann man als Anfangspunkt der Hofpoesie in dem spezifischen Sinne jener Zeit betrachten; ihren Höhepunkt erreichte sie mit der Wende des Jahrhunderts, beherrschte etwa zwei Jahrzehnte lang fast aus-

schliesslich den deutschen Parnass und erreichte etwa um das Jahr 1740 ihr Ende. Am brandenburgischen Hofe kam sie zur höchsten Blüte naturgemäss mit der Erhebung Preussens zum Königreich, und man kann einen Begriff von ihrer Ausdehnung bekommen, wenn man bedenkt, dass die Lobschriften auf das preussische Königshaus allein aus den Jahren 1701—1712 9 Folianten mit rund 600 Nummern füllen, womit ihre Zahl jedoch nur etwa zur Hälfte erschöpft ist.[1])

Es kann hier meine Aufgabe nicht sein, auf den poetischen Wert oder Unwert der zu ihrer Zeit ebensosehr gepriesenen wie später verachteten Hofdichtung[2]) im einzelnen näher einzugehen. Nur auf das unbestreitbare Verdienst der Hofpoeten sei hingewiesen. Zu einer Zeit wo die deutsche Litteratur ebenso wie die deutsche Sprache in den tonangebenden Kreisen verachtet war, wo die schlesische Schule ausgeartet, die Weisesche verwässert und eine neue Befruchtung aus dem Volke heraus undenkbar war, gelang es ihnen, die Höfe wieder für unsere Litteratur zu interessieren, ihr neue und, wenn auch nur vorübergehend, lebenskräftige Stoffe zuzuführen und sie so damals vor dem Verfall zu bewahren. Dass die Hofpoeten bei allen materiellen Interessen wirklich wenigstens teilweise diesen Zweck verfolgten, das beweist unter anderem ein Gedicht Bessers an die Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg (Besser, Schriften II, S. 795), in dem er ihr sogar einen leisen Vorwurf zu machen wagte, weil sie „mehr von ausländischen Sprachen, als von ihrer Mutter-Sprache hielt“:

„Noch hat die teutsche Poesie
Vor dir, Durchlauchtigste Sophie,

[1]) S. Zarncke: „Christian Reuter redivivus“ in den Berichten über die Verhandlungen der Königl. Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Jahrgang 1887) S. 54 f.

[2]) Vgl. die beiden Urteile von Zarncke a. a. O. S. 53 f. und Borinski: Baltasar Gracian . . . S. 53.

Sich nimmer dürffen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Von dir in einen Reim zu fassen."

Dieses von Erfolg begleitete Streben fällt gegen die plumpste Schmeichelei und platteste Prosa der Hofgedichte, gegen alle materiellen und anderen Sonderinteressen der Hofdichter, gegen alle Nachahmung und Abhängigkeit von den Franzosen entscheidend ins Gewicht.

Über den Inhalt der Hofgedichte ist nicht viel zu sagen. Man besang in „heroischen" Alexandrinergedichten nach dem Vorbilde Boileaus die Vorzüge der Fürsten und war von ihren Thaten und Veranstaltungen begeistert oder musste es vielmehr sein. Man machte dem Hofe und seinen Damen nach Art der französischen Galanten zierliche Komplimente, dichtete sog. „Wirtschaften",[1]) würzte sie mit etwas Satire und hatte das Vergnügen, hin und wieder auch recht kräftige Zoten anbringen zu können, für die sich der Hof trotz aller Verfeinerung des Geschmackes noch einen gesunden Sinn bewahrt hatte. Man vergleiche nur das Urteil gekrönter Häupter über Bessers „Schooss der Geliebten".[2]) Man schrieb schliesslich Singspiele, die komponiert und aufgeführt wurden, und erwarb sich dadurch das Verdienst, auch mit dem Italienischen, das in der Musik ebenso herrschte wie in der Poesie das Französische, in Konkurrenz getreten zu sein.

Hauptvertreter der Hofpoesie waren ausser Besser noch J. U. v. König, Karl Gustav Heraeus, Johann Georg Eccard, J. Burkh. Mencke, auch Christian Günther und viele andere, ganz abgesehen von den zahllosen Poeten zweiten und dritten Ranges. Canitz, der

---

[1]) Vgl. über sie Borinski: Baltasar Gracian . . . S. 134 u. Val. Lutz: Canitz und sein Verhältnis zum französischen Klassizismus S. 40 ff., wo die weitere Litteratur angegeben ist.

[2]) S. den neuen Vorbericht zu des Herrn von Besser Schrifften . . . S. XXVII f.

ebenfalls gewöhnlich dieser Gruppe zugezählt wird, gehört ihr nur als Anhänger der von ihr vertretenen Geschmacksrichtung an, von der Andichtung des Hofes hat er sich stets möglichst ferngehalten. Die Litterarhistoriker und Kritiker des vorigen Jahrhunderts erkannten diesen Unterschied sehr wohl und rechneten deshalb Canitz der Hofpoetengruppe nicht bei.

Auch Neukirch schloss sich nun der aussichtsvollen neuen Richtung an und kehrte damit nach damaliger Ansicht zum reinen Geschmack und der Natürlichkeit der Opitzschen Schule zurück, zu der er übrigens äusserliche Beziehungen durch Pflege der Schäferpoesie stets bewahrt hatte. Der Eklogendichtung, die ja gerade in der ersten schlesischen Schule ihre Hauptvertreter gehabt hatte, huldigte er mit einer gewissen Vorliebe während der ganzen Zeit seines dichterischen Schaffens, wenn auch die Schäfergedichte der verschiedenen Perioden ein sehr verschiedenes stilistisches Gepräge tragen. Schon früh singt er als Schäfer Thyrsis:

„Ach strenge Sylvia! warum verachtst du mich?“,

in Berlin klagt er als Seladon in dem marinistischen Gedichte „Auf die geschützten Nachtigallen“ seinen Kummer und schildert seinen Schmerz „über ihren vermeinten tod“ (HS I, S. 69). Als Hofpoet feiert er im Schäfergewand den Geburtstag des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Coburg (HS VI, S. 190 ff.) und verfasst „Schäfergedanken bei einer Jagd Sr. Königl. Majestät in Preussen“ (HS VI, S. 196 ff.). Und noch 1708 lässt er im Gedicht auf den Tod der Gräfin Neithard (HS V, S. 149 ff.) in echtem Schäferstil die ganze Natur mittrauern.[1])

Neukirch entwickelte als Hofdichter eine fruchtbare Thätigkeit. Er feierte während seines Dresdener Aufenthaltes das sächsische Haus in mehreren Gedichten, besang

[1]) Über die Verwendung dieses Motivs in der Schäferlyrik vgl. v. Waldberg: Renaissancelyrik S. 130 ff.

am 18. Januar 1701 die Erhebung Preussens zum Königreiche in 3 Gedichten und den Tag ihrer Wiederkehr in den Jahren 1702 und 1703, am 6. Mai 1701 den Einzug in Berlin und des Königs Geburtstag am 12. Juli desselben Jahres, am 1. Februar bzw. 28. Juni 1705 den Tod der Königin Sophie Charlotte, am 28. November 1708 die dritte Vermählung Friedrichs I. u. s. w. Dazu kommt nun noch eine ganze Reihe von Gedichten auf weniger wichtige Ereignisse des Hofes, andere Fürsten und hohe Persönlichkeiten, Ereignisse patriotischer und anderer Art. Zusammen besitzen wir von ihm nicht weniger als ca. 50 solcher Machwerke. Formell und inhaltlich bieten sie wenig Bemerkenswertes. Neben fortlaufenden (heroischen und elegischen) und strophischen Alexandrinern finden sich jambische und trochäische Dimeter, 3-taktige Verse u. a. m. Auch hier gilt für die Gedichte in fortlaufenden heroischen Alexandrinern das bereits oben (S. 77) Mitgeteilte. Männliche und weibliche Reime stehen in regelmässigem Wechsel, der Sinnabschluss nach je 4 Versen ist weder durchgeführt noch sichtlich erstrebt. Sehr häufig fällt der Satzschluss zwischen die beiden Reimpaare oder trennt selbst die beiden Verse eines und desselben Paares. Gerne wendet Neukirch auch das von Canitz nach Boileaus Vorschrift vermiedene, aber von Opitz im 7. Kapitel der Poeterei empfohlene Enjambement an, doch stets so, dass der Satzschluss mit der Caesur zusammenfällt. Und nie führt er, im Gegensatz zu Opitz, einen Gedanken aus der einen Strophe in die andere hinüber. In die Caesur setzt er stets ein männlich ausgehendes Wort, wo möglich mit folgender stärkerer oder schwächerer Sinnespause, und lässt sie nie zwischen die Bestandteile eines und desselben Wortes fallen. Kürzere Verse sind auch hier zwischen die Alexandriner eingeschoben, doch nur selten und nur in kürzeren Gedichten. Der elegische Alexandriner zeigt auch hier die bereits erwähnte offizielle Form. Der Inhalt der Gedichte kommt über die bei den Hofpoeten allgemein übliche Schmeichelei

und eine allerdings ungewöhnliche Bettelei im grossen ganzen nicht hinaus. Vereinzelt klingen in patriotischen Gedichten etwas wärmere Töne durch. Jeder Angedichtete wird mindestens zu einem Wunderwerk der Welt gestempelt; alle historischen und mythologischen Helden müssen sich zum Vergleich mit dem Gefeierten, namentlich dem „Brennenhelden", bequemen, um dabei den kürzeren zu ziehen.

Die heroischen Gedichte Neukirchs, besonders der ersten Zeit, stehen stark unter dem Einfluss Boileaus. Ein namentlich am Anfang derselben oft wiederkehrender Gedanke ist die Entschuldigung der schlechten Verse, das Bekenntnis der Unfähigkeit, die Thaten des Helden würdig zu besingen, die Selbsterniedrigung gegenüber der Person des Gefeierten, wie sie uns schon bei der galanten Poesie begegnet ist. So z. B.:

„Mein abgeschmackter Kiel ist zwar voll tiefer Pflicht,
Jedoch bei weitem auch für solche Fürsten nicht!
Apollo muss mir vor noch manchen Span behauen,
Eh sich mein blinder Geist darf in die Sonne trauen."

(S. Gottsched: Ausg. v. Neukirch, S. 189.)

Oder:

„Herr! wenn diess schlechte Blatt, und mein gebückter Kiel,
Dein hohes Purpurkleid von Ferne küssen will . . ."

(Gottsched S. 185.)

Oder:

„Mein König! zürne nicht, dass mich dein Glanz bewegt,
Und abermal mein Geist die matten Flügel regt . . ."

(Gottsched S. 179 u. HS III, S. 242).

Diesem Gedanken liegt zweifellos der Anfang des „Discours au Roi" Boileaus zu Grunde:

„Grand Roi, si jusqu'ici par un trait de prudence,
J'ai demeuré pour toi dans un humble silence,
Ce n' est pas que mon coeur, vainement suspendu,
Balance pour t'offrir un encens qui t'est dû.

Mais, je sais peu louer, et ma Muse tremblante
Fuit d'un si grand fardeau la charge trop pesante.
Et dans ce grand éclat où tu te viens offrir,
Touchant à tes lauriers, craindrait de les flétrir.“

Auch bei anderen, besonders kleineren Hofdichtern findet sich dieser Gedanke häufig, auch Pietsch verwendet ihn, oft sehr im Wortlaut an Neukirch anklingend. Gerne bediente man sich auch, um dem Gefeierten eine Schmeichelei zu sagen und die eigene dichterische Unfähigkeit zu bemänteln, der Fiktion, dass der Held hundert Thaten verrichte, bevor dem Poeten ein Vers gelinge. So weiss z. B. Neukirch dem Homer die Schwierigkeit, Friedrichs Thaten zu besingen, mit folgenden überzeugenden Versen zu schildern (HS III, S. 240/41 oder Gottsched S. 4):

„. . . . du konntest mehr als wir.
Du schriebst tausend schöne Lügen:
Deine Helden mussten dir,
Wie und wann du wolltest, siegen.
Friedrich aber glaubt es nicht,
Er geht fort und lässt uns sitzen.
Was fragt er, wie sehr wir schwitzen,
Und wie viel uns Zeit gebricht?
Was wir ganze Jahre dichten,
Kann er einen Tag verrichten.

Eh man einen Vers erzwingt,
Weis er Schlösser aufzubauen:
Eh man seine Kur besingt,
Lässt er sich als König schauen. . . .“

Ähnlich sagt er im Gedichte auf Friedrichs Einzug in Berlin (HS III, S. 242/43):

„. . . . jeder Augenblick gebiert auch neue Thaten:
Und eh mir noch ein Vers zu deinem Ruhm geraten,
So stiftst du schon ein Werk, das ganze Bogen füllt:
Dein Lob bricht schneller aus als alle Tinte quillt . . .“

vgl. noch HS V, S. 182 und HS I, S. 119.

Auch in den Gedichten J. U. v. Königs (hsg. von Joh. Leonhard Rost, Dresden 1745) findet sich dieser Gedanke

(so z. B. S. 2). Für Neukirch ist auch hier wieder Boileau die Vorlage. So beginnt dessen 4. Epistel „au Roi“, Vers 1—28:

„En vain, pour te louer, ma Muse toujours prête,
Vingt fois de la Hollande a tenté la conquête;
Ce pays, où cent murs n'ont pu te résister,
Grand Roi, n'est pas en vers si facile à dompter.
. . . .
. . . dès qu'on veut tenter cette vaste carrière,
Pégase s'effarouche et recule en arrière;
Mon Apollon s'étonne; et, Nimègue est à toi
Que ma Muse est encore au camp devant Orsoi.“

vgl. noch Ep. V, v. 93—98; Ep. VIII, v. 13—24. Die Verse:

„Was wir ganze Jahre dichten,
Kann er einen Tag verrichten“

sind sogar fast wörtlich aus Boileau (Ep. VIII, v. 23f.) entlehnt:

Souvent ce qu'un seul jour te voit exécuter
Nous laisse pour un an d'actions à conter.“

Auch die „hungrigen Poeten“, die

. . . „auf allen gassen schreyn
Und dennoch mit ihrem klingen
Kaum ein hartes lied erzwingen“. (HS III, S. 239)

dürften ein Vorbild in Boileaus „hardis mortels“ haben (Disc. au Roi, v. 17—20):

„Qui dans ce champ d'honneur où le gain les amène,
Osent chanter ton nom sans force et sans haleine,
Et qui vont tous les jours, d'une importune voix,
T'ennuyer du récit de tes propres exploits.“

Die Klagen Neukirchs über die Verachtung der Poesie bei Hofe gehen ebenfalls auf Boileau (Satire I) zurück. So zeigen auch seine heroischen Gedichte die Unselbständigkeit seines dichterischen Schaffens, ohne aber als sklavische

Nachahmungen gelten zu können. Auch hier lässt sich das Streben und die Fähigkeit Neukirchs erkennen, den entlehnten Gedanken, ähnlich wie in seinen Gedichten in Lohensteinschem Geschmack, eine neue Form und den Anstrich des Originellen zu geben.

„Wirtschaften“ hat er nicht gedichtet, dazu stand er dem Hofe nicht nahe genug, auch sonst hat er sich nicht in galanten Hofgedichten versucht. Dagegen hat er verschiedene Singspiele — Neumeister a. a. O. nennt sie Cantaten — geschrieben, so den „Streit des alten und neuen saeculi“ (HS VI, S. 198 ff.), „die vier Teile der Welt“ (HS VI, S. 103 ff.), den „in einer musique fürgestellten herbst“ (HS VI, S. 113 ff.) und wahrscheinlich auch „das in einer musique fürgestellte frühjahr“ (HS VI, S. 107 ff.). Diese Singspiele, kleine zu musikalischem Vortrag bestimmte Scenen, aus Recitativ und Arien bestehend und aussehend „wie ein Stück aus einer Opera“, sind jedenfalls sämtlich komponiert und aufgeführt worden; für den „Streit“ ist die Aufführung am 12. Juli 1701 durch A. E. Brachvogel: „Geschichte des königl. Theaters zu Berlin“ (Berlin 1887) I. S. 53 bezeugt.[1]) Als Komponisten vermutet Zarncke a. a. O. S. 48 den damaligen Hofkomponisten Attilio Ariosti. Die Spiele sind in Dialogform verfasst — 2, 3 und selbst 4 Personen oder allegorische Figuren treten auf —, nähern sich durch die Verwendung des Chors schon den von Neumeister so genannten „Serenaten“, bestehen aber nur aus einer Scene. Zum Teil vor dem Erscheinen der Gedichte Hunolds und Neumeisters und des letzteren „Allerneuester Art . .“ veröffentlicht, können sie von diesen beiden Hauptvertretern der Cantatendichtung nicht wohl abhängig sein und sind jedenfalls, angeregt durch Bessers Serenaten und Pastorellen, unmittelbar unter italienischem Einflusse entstanden. Sie zeigen reiche metrische Mannigfaltigkeit, kurze Verse wechseln mit langen, jambische

---

[1]) Fälschlich giebt Brachvogel allerdings als Tag der Aufführung den 12. Juli 1700 an.

mit trochäischen und daktylischen, namentlich in den Recitativen, in der Reimstellung herrscht unumschränkte Freiheit. Die gemischten „mängtrittigen“ Zeilen lassen sich ja nach Birken „in den Wälsch-artigen Singspielen gar schicklich gebrauchen“. Neumeister verwirft zwar a. a. O. S. 74 die Vermischung verschiedener Versarten,[1]) räumt aber wenigstens beliebige Verwechslung in der Reimstellung ein. Die „vier Teile der Welt“ beginnen, um nur ein Beispiel anzuführen, mit einem Recitativ Europas, in dem 4-füssige Jamben, Alexandriner und 4- und 8-füssige Trochäen in bunter Reihe wechseln, dann folgt eine daktylische Arie aus 2- und 4-füssigen Versen, das Recitativ Asiens besteht aus 4-füssigen Daktylen, 4- und 5-füssigen Jamben, 4-füssigen Trochäen und Alexandrinern, die folgende Arie aus 3- und 4-füssigen Jamben u. s. w. Auch in den Versen selbst kommen Vermischungen von Versarten vor, so namentlich von Jamben und Daktylen. Z. B. Gottsched S. 250:

„Sie können die Augen an sich ziehn,
Doch können sie nicht beständig blühn:
Doch können sie nicht mit Nymphen lachen . . .,“

auch im Innern der Verse, so Gottsched S. 251:

„Er schlägt, so zittert der Feinde Thor . . .“
„Denn Amor und der Frühling ziehn ein . . .“

Diese metrische Mannigfaltigkeit verleiht den Singspielen eine seltene Frische und Lebhaftigkeit. Am nächsten berührt sich unter den damaligen Singspieldichtern sowohl in der äusseren Form wie in der Diktion Christian Reuter[2]) mit Neukirch. Der Inhalt der Gedichte ist naturgemäss wie in den heroischen Gedichten Verherrlichung des preussischen Königshauses mit Anspielungen auf die Zeitverhältnisse, der Schlusschor klingt in einen Segenswunsch aus. So im „alten und neuen Jahrhundert“:

---

[1]) Vgl. jedoch auch „Allerneueste Art . . .“ S. 66 Nr. LI.
[2]) Vgl. Zarncke a. a. O. S. 90.

„Lebe! Preussens grosser König!
Lebe! theurer Friederich!
Unser Wunsch ist viel zu wenig.
Für dein grosses Herz und Dich!

Darum lasse Gott auf Erden
Dich wie den Augustus werden.
Lebe! Preussens grosser König!
Lebe! theurer Friederich!“

Eine zweite Dichtungsgattung, wichtiger und lebensfähiger als die der höfischen Gedichte, verdankt dem Einflusse des französischen Klassizismus wenn auch nicht ihre Entstehung, so doch ihre Neubelebung: die hochdeutsche poetische Satire. Mehrere Jahrzehnte lang hatte sie fast vollständig geschlummert, seit Joachim Rachel, dem einzigen Satiriker der Opitzschen Schule, hatte nur die kleine Satire, das Epigramm, Pflege gefunden; Johann Lauremberg dichtete ja nur niederdeutsch. Auch Neukirch sagte in der Vorrede zu HS I: „Von satyrischen Dingen haben wir noch nichts aufzuweisen, als was Herr Rachelius geschrieben, und Herr Opitz hin und wieder in seinen gedichten mit eingestreuet. Aber es ist nichts vollkommenes, und es wäre zu wünschen, dass sich jemand fände, welcher uns auch in diesem stücke befriedigen könte.“ Die damaligen deutschen Poeten standen ihrer Zeit, die auf dem Gebiet der prosaischen Satire Bemerkenswertes hervorbrachte und gesellschaftlich und litterarisch mehr als jede andere zur satirischen Betrachtung herausfordern musste, verständnis- und kritiklos gegenüber und begnügten sich damit, sich in der Überzeugung von dem Vorzug ihrer poetischen Erzeugnisse gegenseitig zu bestärken. Erst die Hofpoeten gewährten der poetischen Satire wieder Eingang, und Canitz wandte sich, angeregt durch Boileau, zuerst wieder vornehmlich ihrer Pflege zu. Doch kam er über eine freie Bearbeitung Boileaus nicht hinaus,[1]) und seine Satiren,

[1]) Sein Verhältnis zum französischen Klassizismus hat Valentin Lutz in seiner bereits in der Einleitung citierten Dissertation in ein-

stilistisch glatt, inhaltlich oft breit, aber anständig, ohne besonders „harte verweisung der laster“, die Opitz gefordert hatte, dafür aber in der Anwendung „höfflicher reden“ seiner Lehre getreu,[1]) standen zur Zeit in keiner näheren Beziehung und waren deshalb als Satiren ohne höheren Wert. Christian Wernicke rückte als der erste seiner Zeit zu Leibe, schrieb aber nur Epigramme. Neukirch endlich machte die Kritik seiner Zeit auch zum Gegenstand der poetischen Satire. Vorbild war dabei für ihn wie für Canitz Boileau; aber wie dieser die horazische, so ahmte er die juvenalische Seite des französischen Satirikers nach, bzw. er ging im Gegensatz zu Canitz über sein Vorbild hinaus auf Juvenal unmittelbar zurück. Schon Rachel und auch Canitz hatten vor ihm den Juvenal nachgeahmt, aber er war der erste, der — in unverkennbarem Gegensatz zur Forderung Opitz' — von dem „höflich zahmen sermo des Horaz“ auch zu der „von bitterer indignatio diktierten satira des Juvenal“[2]) überzugehen suchte. In seiner doppelten Thätigkeit als Hofpoet und Satiriker stellt Neukirch die Thätigkeit Boileaus in Deutschland weit besser dar als Canitz, der gewöhnlich mit dem Franzosen verglichen wird. Als äussere Form wendet er in den Satiren durchaus heroische, bald mit dem weiblichen, bald mit dem männlichen Reimpaare beginnende Alexandriner an. Inhaltlich ist er in ihnen noch weit mehr als in seinen höfischen Gedichten von seinen Vorbildern abhängig. Ausser mit Boileau und Juvenal berührt er sich auch mit Rachel und Canitz, auch Anklänge an Horaz kommen vor. In der That lässt sich fast für

gehender, etwas pedantischer Weise untersucht. Als kleine Berichtigung sei erwähnt, dass es nicht nötig ist, für den Ausdruck „auf Stelzen gehen“ (für geschraubt-schwulstige Ausdrucksweise) Entlehnung aus Boileau anzunehmen (Lutz S. 20), er findet sich schon bei Rachel Sat. VI, v. 167.

[1]) Opitz: Buch von der deutschen Poeterey. cap. 5. (Braune Neudr. Nr. 1, S. 23).

[2]) S. Borinski: Poetik der Renaissance S. 92.

jeden Gedanken Neukirchs, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, eine Parallele in einem oder mehreren der genannten Dichter finden, wofür freilich in den meisten Fällen die gemeinsamen Vorbilder aller Juvenal und Horaz verantwortlich gemacht werden müssen. Auf das unmittelbare Zurückgehen auf die „Spur der Alten" thaten sich ja die Poeten des neuen Geschmackes überhaupt viel zu gute. Immerhin weiss sich Neukirch jedoch noch mehr Selbständigkeit zu wahren als Canitz, und es zeigt sich auch hier wieder seine schon oft beobachtete Fähigkeit, mit dem überkommenen Gute zu wuchern und Entlehntem den Anschein des Eigenen zu geben. Auf einen wesentlichen Unterschied zwischen der Satire der opitzianischen Poeten und der ihrer römischen und französischen Vorbilder sei noch hingewiesen, sie ist durchaus unpersönlich. Während Juvenal wie Boileau ihre Angriffe gegen bestimmte Personen richten (vgl. jedoch Juvenal Sat. I. v. 154—157), ist der oberste Grundsatz der deutschen Renaissancesatiriker der des Martial: „Parcere personis, dicere de vitiis." Schon Rachel hatte sich (Sat. VIII. v. 481—483 und v. 493/94) zu diesem Grundsatze bekannt. Canitz und Neukirch wandten nur fingierte Namen und auch diese nur selten an, obwohl sie zweifellos zum Teil bestimmte Persönlichkeiten im Auge hatten,[1]) Gottfried Benjamin Hancke ging noch weiter und leugnete sogar in den Vorreden zum 1. 2. und 4. Teile seiner Gedichte jede persönliche Beziehung seiner Satiren. Gleichwohl scheinen die Satiren oft genug persönlich aufgefasst worden zu sein, wie gerade aus den langen Verteidigungsreden der satirischen Poeten hervorgeht.

Durch ihre Unpersönlichkeit steht die Satire des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts in geradem Gegensatz zu der „kecken, oft frechen, genialen, aber unglaublich schonungslosen, dabei immer schmutzigen und persönlichen

[1]) Vgl. „des Freyherrn v. Canitz Gedichte" hsg. v. J. U. v. König. Berlin u. Leipzig 1734. Vorrede S. XL.

Satire der Früh- und Hochrenaissance“ [1]) und war nicht einmal so ganz nach dem Geschmack Opitz', der in seiner „Poeterey“ (Braune. Neudr. 1. S. 23) gefordert hatte, dass „alle Satyrische scribenten . . . ungeschewet sich vor feinde aller laster angeben, vnd jhrer besten freunde ja jhrer selbst auch nicht verschonen“ sollten, „damit sie nur andere bestechen mögen.“

Seine Zeit, die zum Vergleich mit antiken Grössen stets bereit war, hat Neukirch den deutschen Juvenal wie Canitz den deutschen Horaz genannt. Dieser Vergleich lag ja für sie nach dem Inhalt der Satiren und der Rücksichtslosigkeit, mit der er vorgetragen wird, nahe. Doch sind die Satiren beider, ohne dass hier auch nur die Zulässigkeit einer Parallele zwischen Juvenal und seinem Nachtreter zugegeben werden soll, schon ihrem Ursprung nach ganz verschieden. Während sie bei Juvenal aus einer edeln indignatio hervorgehen, entspringen sie bei Neukirch aus Erbitterung und Hass. Nicht die Verderbtheit der gesellschaftlichen Zustände an und für sich, sondern die schlimmen Erfahrungen, die er mit ihnen machte, die Thatsache, dass er unter ihnen zu leiden hatte, diktierten ihm seine Satiren. Daher ihr leidenschaftlicher, beissender, mehr schimpfender als tadelnder Ton, daher aber auch die Lebendigkeit der meist in Form von Rede und Gegenrede gehaltenen Diktion, der durchaus subjektive Charakter und die unmittelbare Wirkung der Satiren auf uns. Den Inhalt bildet meist eine ziemlich erregte Debatte zwischen Neukirch und seinen Gegnern, die damit endet, dass er grollend den aussichtslosen Kampf aufgiebt und „Kupfer Gold und Narren Weise“ sein lässt. Gegenstand seiner Satire sind die Verkehrtheiten und die Verderbtheit der mittleren und oberen Stände seiner Zeit, die Nachäfferei alles Fremden, die unumschränkte Herrschaft des Geldes, Geiz, Habsucht und Verschwendung, Unzucht und Unsittlichkeit, Betrug und

[1]) S. Borinski: Poet. d. R. S. 92.

Bestechung, Verachtung der Armut, Verkehrtheiten der Erziehung u. a. m. Sie sind daher in erster Linie in kulturhistorischer Beziehung für uns interessant. Überall blickt die Beziehung auf Neukirchs eigene Erlebnisse durch. und ihre Ähnlichkeit mit dem von Boileau und Juvenal Geschilderten veranlasste ihn auch in erster Linie zur Nachahmung dieser beiden. Wie

> „Damon, ce grand auteur, dont la Muse fertile
> Amusa si longtemps et la cour et la ville,
> Mais, qui n'étant vêtu que de simple bureau,
> Passe l'été sans linge, et l'hiver sans manteau",

in der 1. Satire Boileaus, die sicher nicht zufällig unter dem Ersten sich befindet, was Neukirch aus diesem übersetzt hat, wie Juvenal in seiner 7. Satire v. 27 ff., so klagt auch Neukirch über das damals sprichwörtliche Poetenelend und rät, anklingend an Canitz' Satire „von der Poesie", seinem Freunde:

> „Lass doch, Lysander, ab mit Reimen dich zu plagen,
> Und einer Bettelkunst halb rasend nachzujagen,
> Die zwar die Phantasei durch süsse Träume rührt,
> Dich aber auf den Weg der Hungerwiesen führt."

Und er ruft aus:

> „Wie glücklich wär' ich doch, wenn mich zu rechter Stunden
> Ein kluger Arzt davon durch Kräutersaft entbunden . . .",

ähnlich wie Boileau Sat. II, v. 67 f., wenn auch aus anderem Grunde:

> „Et je serais heureux, si, pour me consumer,
> Un destin envieux ne m'avait fait rimer."

vgl. noch Neukirch Sat. „Wider die falsche Ehrsucht" v. 233 und „auf unverständige Poeten" v. 59 ff. mit Boileau Sat. I, v. 109 f. Die wiederholt bei Neukirch sich findende Behauptung, dass nur der Sorgenfreie dichten könne (so Vorrede zu HS I, ferner HS I, S. 119 und Gottsched S. 187), hat ebenfalls eine Parallele bei Juvenal Sat. VII, v. 53—73. Der

Rat, den er in der Satire „wider den Geiz“ dem Livius giebt, falls er reich werden wolle (Gottsched S. 129—130):

> „Gieb dich zum Kammerknecht bei einem grossen Herren . . .,“

erinnert an den des Tiresias in der 5. Epistel des 2. Buches bei Horaz v. 75 f. Und einen ähnlichen Sinn legt Neukirch auch den Versen Boileaus (Sat. I, v. 60 ff.) in seiner Übersetzung (Gottsched S. 162) bei.

Der „Hofmeister“ Neukirch, der in seiner Satire „über die heutige Kinderzucht“ seinen Freund aus eigener Erfahrung vor dem dornen- und kummervollen Erzieherberuf warnte, fand in derselben 7. Satire Juvenals in der Schilderung der unglücklichen Lage der Lehrer manches seinen eigenen Erlebnissen Ähnliche bis herab zur „Hirse und Habergrütze“, die die einzige Nahrung des armen Magisters bildet und in der „crambe repetita“ des Juvenal ihr Gegenstück hat.

Mit besonderem Eifer wendet sich Neukirch gegen die Verachtung der Armut und die Allmacht des Geldes. Dieses Thema, eines der beliebtesten aller Satiriker, findet sich bei allen genannten. Neukirch berührt sich in gleicher Weise mit Juvenal wie mit Boileau.

> „Willst du befördert seyn? so sey nur unbekümmert,
> Ob dir den plumpen Geist ein Drescher zugezimmert,
> Ob für die Cantzel dir der Weisheit helles Licht,
> Ob dir im weissen Rath Juristen-Witz gebricht;
> . . . .
> Nimm einen Beutel Gold, und bring ihn hurtig an,
> So sind zur Ehren-Burg die Pforten aufgethan;
> So kan dein geiler Fuss auf Priester-Bäncke steigen,
> So wirst du deinen Sohn als Neben-Sitzer zeigen . . .“

So lässt sich Neukirch in der Satire „Wider den Geiz“ vernehmen, ähnlich wie Juvenal Sat. VII, v. 190—198:

> „Felix et pulcher et acer,
> Felix et sapiens et nobilis et generosus
> . . . .

> Felix orator quoque maximus et iaculator
> Et, si perfrixit, cantat bene.
> . . . .
> Si Fortuna volet, fies de rhetore consul;
> Si volet haec eadem, fies de consule rhetor."

Und Boileau äussert sich Satire VIII, v. 199—206:

> „Quiconque est riche est tout: sans sagesse il est sage;
> Il a sans rien savoir, la science en partage;
> Il a l'esprit, le cœur, le mérite, le rang,
> La vertu, la valeur, la dignité, le sang . . . "

Auch v. 157 ff. der Canitzschen Satire vom Hof-, Stadt- und Landleben haben einen ähnlichen Inhalt, ebenso wie v. 247—252 von Rachels 4. Satire. Weitere Stellen, die zum Vergleich herangezogen werden können, sind Neukirch-Gottsched S. 124 f., 148, 127 f.; Juvenal Sat. III, v. 137—141, 143 ff., 164 f., auch Horaz Epistulae I, 6, v. 36—38 u. a. m.

Den Hauptgegenstand der Satire Neukirchs bildet die Geisselung der Laster, bei denen das Geld in erster Linie eine Rolle spielt. Der Ton dieser Satiren zeichnet sich durch ganz besondere Rücksichtslosigkeit aus. In einer etwas langatmigen Satire „wider den Geiz", einem Dialog zwischen dem Dichter und Livius, wird mit Anlehnung an Juvenal Sat. XIV, v. 107 ff. das Leben und das lächerliche, verabscheuungswürdige Treiben eines Geizhalses geschildert. Rachel hat die betreffende Satire Juvenals als seine vierte frei übertragen, sie wirkte ferner auf Boileaus achte und durch diese wieder auf Canitz' erste über den Tod des ungerechten Geizhalses ein. [1]) Die 8. Satire Boileaus hat ihrerseits wieder in Neukirch einen Übersetzer gefunden. Am deutlichsten klingt Neukirchs Schilderung der Lebensweise des Geizigen (Gottsched S. 121 122):

---

[1]) Weshalb Lutz a. a. O. S. 8 f. den schon von J. U. v. König festgestellten Einfluss der 8. Boileauschen Satire auf Canitz' erste leugnet, ist nicht einzusehen.

„Sein Haus hält siebenmahl in einer Woche Fasten,
Ein halb geschrotnes Korn, und ein durch Weiber-Witz
Aus abgesäurter Milch erbauter Würmer-Sitz
Ist seiner Kinder Kost . . .“

an Juvenal Sat. XIV, v. 126—133 an. Die freie Nachahmung dieser Verse findet sich bei Rachel Sat. IV, v. 116 ff. und noch wörtlicher Sat. VI, v. 93 ff. vgl. auch Canitz Sat. I, v. 11 ff. Auch der Gedanke, dass der Geizige nur sammle, um eine lachende Schar von Erben zu hinterlassen, die sein Ende nicht erwarten könne, findet sich bei allen Satirikern. Bei Juvenal Sat. XIV, v. 250 f. erscheint wenigstens der ungeduldig wartende Sohn. Deutlicher ist Boileau Sat. VIII, v. 85—88:

„Et pourquoi cette épargne enfin? — L'ignores - tu?
Afin qu'un héritier, bien nourri, bien vêtu,
Profitant d'un trésor en tes mains inutile,
De son train quelque jour embarasse la ville.“

Und Neukirch meint:

„Diess hat er (sc. der Geizige), Livius,
Dass er die Hölle dort und hier das Lied erworben:
Gott Lob! es ist einmahl ein reicher Mann gestorben,
Dass die gespickte Schaar der Hunger-Erben lacht,
Und ihr ein Freuden-Mahl aus seinem Schweisse macht . . .“

vgl. auch Canitz Sat. I, v. 49—55 und Horaz Sat. I. v. 80—87. Ferner klagt Neukirch über die Skrupellosigkeit des Geizigen in der Wahl der Mittel, sich zu bereichern, er klagt wie Damon in Boileaus 1. Satire v. 114 ff. über die Käuflichkeit der Justiz und den betrügerischen, wuchernden, bestechlichen Juristen und hat damit eine Figur in seine Satiren aufgenommen, die in der poetischen Satire des 16. Jahrhunderts, besonders bei Murner, sehr beliebt war. Auch Rachel Sat. VIII, v. 152—156 entwirft von ihm eine kleine Schilderung; vergleichen lassen sich auch die Verse Boileaus Sat. VIII, v. 152—156, die Neukirch in seiner Art etwas derb-kräftig verdeutscht hat.

Der bestechliche Geistliche, der „die schlaue Simonie zum Höllenwerke“ macht, findet sich bei Neukirch ebenfalls (Gottsched S. 124); Rachel Sat. VI. v. 341—360 und Sat. VII, v. 583 ff. und Canitz in seiner Satire „von der Poesie“ sprechen mehr von der Verderbtheit der Geistlichen im allgemeinen.

Eine weitere beliebte Figur der Satiren ist der Ruhmbegierige und falsche Ehrsüchtige, der sich um der „Ehre“ willen in alle möglichen Gefahren stürzt.

„In fremde Schulden sinckt, durch Banquerot verdirbt,
Und als ein Märtyrer von Complimenten stirbt.“

(Gottsched S. 116). Auch Rachel wendet sich Sat. VI. v. 160 ff. gegen die, die „vor aller Welt hoch zu Brette kommen“ wollen, und Canitz sucht in einer verunglückten Satire „von der Freiheit“ ihr Treiben lächerlich zu machen. In erster Linie trifft den Hofmann, den, der „nach Hofe läufft“, die Geissel der Satire; Warnungen vor dem Hofe und Satiren auf das Hofleben waren ja im politen Zeitalter, es ist bezeichnend genug für seine Charakterlosigkeit, allgemein, und Moscheroschs „zu Hoff, zu Höll“ begegnet uns unter allen möglichen Gestalten. Neukirch geht sogar noch weiter als irgend einer seiner Zeit und wendet sich auch gegen die Fürsten, die sich, wenn auch nur in Form der Praeteritio, einen harten Vorwurf wegen ihrer „falschen Ehrsucht“ gefallen lassen müssen. (s. Sat. „wider die falsche Ehrsucht“ v. 13 ff.)

Der Vergleich der modernen Zustände mit den früheren macht Neukirch wie Juvenal zum Lobredner der alten Zeit. Unter unmittelbarstem Einfluss seines römischen Vorbildes führt er seiner entarteten Zeit die einfachen, bescheidenen, sittenreinen alten Deutschen vor Augen, wie Juvenal der seinigen die alten Römer.

„Man ass noch, was das Land in seiner Schoos gebahr,
Man trank, was der Natur nicht überlegen war.
Ein selbst erlegtes Wild, ein fetter Rinder-Braten,
Ein Kuchen, der durch Fleiss der Weiber war gerathen.

. . . .

Ein brauner Gersten-Safft, und denn die Krafft der Reben
Die uns der Mosel Strohm, der Rhein und Neckar geben.

. . . .

Das war nach Vater-Art und hergebrachter Weise
Der Grossen bester Tranck, der Reichen Hochzeit-Speise."

So schildert Neukirch in der Satire „wider die Wollust" die Lebensweise der alten Deutschen, bei der

„die Weiber waren mehr als itzt die Männer seyn",

und

„ein Tuch, dazu das Garn von Weibern war gesponnen,
ein Leder, das der Mann durch einen Pfeil gewonnen",

auch beider Kleid war. Anders ist es jetzt, wo Schwelgerei und Üppigkeit an Stelle der alten Einfachheit getreten sind und ein lächerlicher Luxus sich aller Stände bemächtigt hat. Die Ursache der Entartung sieht Neukirch in den Entdeckungen und dem dadurch veranlassten Eindringen des Fremden, ähnlich wie sie Juvenal in den Eroberungen Roms sah (Sat. VI, v. 286 ff.). In erster Linie wird der französische Einfluss, nach Neukirchs Ansicht der Urheber alles Übels, verantwortlich gemacht. Die Unzucht bei Männern und Frauen, für die man den Namen „Galanterie" gefunden hatte, die Verderbtheit der Jugend, die mit 7 Jahren schon weiss, „was für Vermählte nur und in die Nacht gehört", wird auf ihn zurückgeführt. Reisen in fremde Länder, besonders nach Italien und Frankreich, dürfen dem jungen Adligen auch nicht fehlen, und was er dort lernt, darüber giebt uns die Satire „Über die heutige Kinderzucht" v. 89 ff. sehr genaue Auskunft. An dem Schicksal Muffels zeigt Neukirch in der Satire „Auf die Faulen" die verderblichen Folgen von Schwelgerei und Wollust; und wie Juvenal (Sat. VI, v. 61—66) sich gegen Tänze und Schauspiele wendet, durch die man in Rom die geile Sinnenlust erregte, so Neukirch gegen das Theater, wo „die süſse Brunst in Opern" vorgepfiffen wurde. Klagen über den verderblichen Einfluss der Oper waren damals allgemein; auch Neu-

kirch tadelt noch wiederholt „die halb mit Pickelscherz gespickten Operettchen.“ Gerade diese letzteren Partieen der Neukirchschen Satiren sind für uns in erster Linie interessant. Sie führen uns mit ihren wohl durchweg wahren Schilderungen mitten in das Leben der höfischen Kreise jener Zeit, speziell nach Berlin, und geben uns ein Bild, welches als das eines scharfen und gründlichen, wenn auch vielleicht etwas übertreibenden Beobachters kulturhistorisch immer von Bedeutung sein wird. Anklänge an Juvenal, besonders seine 6. Satire, kommen vor, doch liegt die Übereinstimmung weniger im Wortlaut als in der Tendenz der Satiren. Auch Boileau und Canitz klagen wohl hin und wieder über den überhandnehmenden Luxus und den Untergang der alten Redlichkeit, Rachel spottet bisweilen über die Nachahmung französischer Sitten (so Sat. VI. v. 184 ff.) und preist die alten Zeiten als die guten (Sat. VII. v. 1 ff. und v. 613 ff.). So gründlich wie Neukirch hat jedoch keiner seiner Zeit die Wahrheit gesagt, und seine Satiren müssen wohl einen ziemlich starken Eindruck gemacht haben, wenn der Herausgeber der „Satyren und poetischen Briefe“ noch 1757 behaupten konnte: „Zur Beförderung der Tugend habe ich diese Gedichte herausgegeben, und sie werden fruchtbar an Siegen über die Thoren sein.“

Ein Lieblingsthema aller genannten Satiriker sei als letztes hier erwähnt, es ist der Adel und seine Berechtigung. Die gemeinsame Grundlage ist die gegen den Ahnenstolz gerichtete 8. Satire Juvenals, die den Satz ausführt, dass Tugend der einzige und wahre Adel sei. Boileau hat in seiner 5 Satire den Inhalt der Juvenalschen ziemlich genau nachgeahmt, modernisiert und erweitert. Und die deutschen Hofsatiriker bemächtigten sich naturgemäss mit Freuden dieses Themas, umsomehr als man mit dem Gedanken, der Adel sei eine Null, die erst durch die Ziffer der Begabung oder Tugend ihren Wert erhalte, schon von Lohenstein her vertraut war.[1]) Canitz hat die 5. Satire

[1]) S. v. Waldberg: Galante Lyrik. S. 132 Anm.

Boileaus übersetzt, Neukirch klingt hier mehr an Boileau als an Juvenal an.

> „Wer hat uns doch gesagt, dass todte Prahlerey
> Der Tugend höchster Grad und dieses Ehre sey,
> Wenn man ein Wappen-Heer von vielen Ahnen zehlet?"

fragt Neukirch in der Satire „wider die falsche Ehrsucht", ähnlich wie Boileau Sat. V, v. 13—16:

> „Que sert ce vain amas d'une inutile gloire,
> Si de tant de héros célèbres dans l'histoire,
> Il ne peut rien offrir aux yeux de l'univers
> Que de vieux parchemins qu'ont épargnés les vers?"

und Juvenal Sat. VIII, v. 19f.:

> „Tota licet veteres exornent undique cerae
> Atria, nobilitas sola est atque unica virtus".

vgl. noch „wider die falsche Ehrsucht" v. 55—58 mit Boileau Sat. V, v. 78ff. u. a. m. Immerhin geht jedoch Neukirch nicht so weit, dass er die Berechtigung des Erbadels vollständig verneint, wie sein lateinisches und französisches Vorbild; seine Satire gilt in erster Linie der Käuflichkeit des Adels, die zu jener Zeit in höchster Blüte stand, und dem Ritter, „dem der Pfefferstaub noch aus der Nase fährt," der aber doch

> „Von Bürgern voller Schmach, von Rittern voller Hohn
> Schon wie ein Ritter spricht, den Jason aufgeschrieben,
> Als ihn das güldne Vliess nach Kolches hingetrieben."

vgl. damit noch „wider die falsche Ehrsucht" v. 167f., 129, 202 und „auf die Faulen" v. 68ff.

Wir sind auf die Beziehungen der Neukirchschen Satiren zu ihren Vorbildern näher eingegangen, um eine Parallele zu der Arbeit von Lutz zu geben und zu zeigen, wie auch der zweite der frühesten Hauptvertreter der Boileauschen Richtung inhaltlich ganz abhängig ist, wie er aber im Ausdruck sich weit mehr als Canitz, dem er, wenn auch nicht an poetischem Talent, so doch an selbständiger

Gestaltungskraft überlegen war, emanzipiert und es verstanden hat, seine Satiren durch Beziehung auf seine Zeit interessanter zu gestalten und die deutschen Poeten wieder auf satirische Betrachtung der sie umgebenden Schäden hinzuweisen.

Besondere Betrachtung verdient seine Satire „Auf unverständige Poeten“, in der er, beeinflusst von Boileaus 1. Satire und seinen eigenen schlimmen Erfahrungen, ein kritisches Bild der litterarischen Zustände seiner Zeit zu geben sucht. Die Satire ist im Jahre 1713 oder 1714 entstanden, ihre kritischen Partieen sind mit denen der Canitzschen Satire „von der Poesie“, an die sie bisweilen erinnert, auf Boileau zurückzuführen. Interessant ist für uns in erster Linie Neukirchs Urteil über den Schwulst der Schlesier:

„Ein geiles Myrtenlied und ein nach dem Adon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schoss bis auf den Grund endecket
Und Büsch und Brunnen draus und Vogelnester hecket,
Ein lügenvolles Lob, das uns ins Angesicht
Den lastervollen Ruf der Toten widerspricht,
Ein rohes Trauerspiel, in dem die Regeln fehlen
Und so viel Schnitzer fast als Silben sind zu zählen,
Ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt,
Da beide dazumahl doch keine Schrift gekannt,
Ein kreissendes Sonett, das mit dem Tode ringet
Und der Gedancken Rad so wie die Reime zwinget,
Und ein nach Pöbelart gepriesner Buhlerblick
Ist oft bei dieser Zeit das grösste Meisterstück.“

Das klingt schon viel konkreter als Canitz' Bemerkungen, und hinter dem „Schoss der Geliebten“ und dem „Brief, den Adam schon der Eva zugesandt“, sind unschwer Bessers schon wiederholt genanntes unzüchtiges Gedicht und Hofmanswaldaus Heldenbriefe zu erkennen. Auch in der litterarischen Kritik, deren Begründung durch Wernicke das wertvollste Produkt des französischen Einflusses jener Zeit ist, geht also Neukirch über Canitz hinaus. Zur

persönlichen Kritik, wie sein Vorbild Boileau, wagt er freilich noch nicht durchzudringen, und auf den Tadel der Heldenbriefe folgt unmittelbar ein Lob der Hofmanswaldauschen Lieblichkeit, wie denn Neukirch während seines ganzen Lebens ein Lobredner Hofmanswaldaus und Lohensteins geblieben ist. Diese Unsicherheit in der Kritik, wie wir sie auch bei Canitz und etwas schwächer auch bei den Schweizern und bei Gottsched, überhaupt noch fast während der ganzen 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts finden, ist im Grunde zurückzuführen auf die Furcht, den früher angebeteten Häuptern zu nahe zu treten und einen „Federsturm“ gegen sich heraufzubeschwören. Den „Schwindelgeist“ der „Weisianer“ und „Hübneristen“ wagt Neukirch ebenfalls nur im allgemeinen zu tadeln, er urteilt ferner abfällig vom „hirschfeldischen Verstand im Madrigal“ und dem „Schäferton von Kärnth und Bayerland“ und straft die „von der Hungersucht bethörte Dichterzunft“,

„Die sich durch falsche Kunst auf den Parnass geschlichen,
Von der gesetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen schmiert
Und alle Messen fast ein totes Werk gebiert.“

Naturgemäss kann Neukirch bei dieser Unsicherheit und Unbestimmtheit des Urteils, wie schon Erich Schmidt in ADB Bd. 23 hervorhob, nicht als bewusster Anfang der norddeutschen Kritik gelten, als den man ihn schon darzustellen versuchte. Doch steht er zu ihr in naher Beziehung dadurch, dass er wie Wernicke die Notwendigkeit einer aktuellen Kritik erkannte und sie forderte. Mit deutlicher Beziehung auf Boileau sagt er:

„Wir sind nicht zu Paris, wo man nicht Tag aus Nacht
Und gleich Abgötterei aus jedem Wurme macht,
Wo man was Scudery, was Chapelain gewesen,
Ohn' alle Farben kann in Stachelschriften lesen.“

Man kann ihn deshalb als unmittelbaren Vorläufer der deutschen litterarischen Kritik betrachten, um deren An-

wendung er aus den genannten Gründen nach seiner Manier mit der Phrase: „Es reime, wer da will: ich will in Frieden leben“ herumging. In seinen Vorreden sprach er gewöhnlich den Wunsch aus, selbst kritisiert zu werden, und das Schicksal wollte es, dass die von ihm ersehnte litterarische Kritik bei ihrem Erscheinen sich ebenso über ihn wie über Hofmanswaldau und Lohenstein hermachte. Im übrigen rühmt er in der Poetensatire „der Griechen Zärtlichkeit“, „des Maro klugen Witz“ und „Horazens Dichterbuch“, für die er schon in der Vorrede zu HS I Begeisterung geäussert hatte, wo er unter anderm den für seine unkritische Zeit sehr bemerkenswerten Ausspruch that: „Wir haben noch einen grossen berg vor uns, und werden noch lange klettern müssen, ehe wir auf den gipffel kommen, auf welchem von denen Griechen Homerus und Sophocles, von den Römern Horatius und Maro gesessen.“ Freilich zeigt in derselben Vorrede das überschwengliche Lob der deutschen Litteratur, auf welcher Grundlage derartige Behauptungen ruhten, und in seinen „Gedancken von Richtigkeit und Vollkommenheit der deutschen Sprache“ hat Neukirch seine Ansicht sogar dahin geändert, dass unsre Dichtkunst der griechischen und römischen wenig mehr vorausgebe.

Die übrigen poetischen Anschauungen Neukirchs, deren Betrachtung hier angereiht sein soll, sind hauptsächlich in der Vorrede zu HS I niedergelegt. Mit der Behauptung, dass „scharff-sinnige beywörter“, „kluge erfindungen“ und „unterscheidung der guten und falschen gedancken“ „die seele und die wesentliche theile eines rechtschaffenen gedichtes seyn“, und „daſs sich alle wissenschafften in einem poeten nichts anders als in einem centro versammlen müssen“, steht er ganz auf dem Standpunkt seiner Zeit. Er erhebt sich nur etwas über ihr Niveau durch die Betonung des freilich schon von Opitz ausgesprochenen Gedankens, dass ein Dichter erleben müsse und nur Erlebtes schildern könne, für Neukirchs Zeit freilich nichts anderes als eine

inhaltlose Phrase, zu der seine eigenen dichterischen Erzeugnisse, mit Ausnahme seiner Satiren, die traurigste Illustration bieten würden. Merkwürdig genug ist auch seine Einteilung der Poeten in „blofse versmacher“, „galante dichter“ und solche, die „in der poesie grofs zu werden gedencken“. Die ersten verwirft er ganz, von den zweiten verlangt er „feurige und aufgeweckte gemüther, welche in der galanterie sehr wohl erfahren, im erfinden kurtz, in der ausarbeitung hurtig, und in allen ihren gedancken seltsam seyn“, die dritten sollen „nicht allein an natürlichen gaben viel reicher, sondern auch in erfindungen tiefsinniger, in der schreibart fester und mehr polieret seyn“ und „auskömmlichen unterhalt“ und Zeit haben. Und da dieses Glück den wenigsten zu teil werde und es ihnen somit am „fürnehmsten“, einem „fröhlichen gemüthe“, fehle, so hält er die für die klügsten, die „die mittelmäfsigkeit halten, sich blofs auf galante gedichte legen, und um die geheimnisse der hohen poesie unbekümmert lassen“. Diese Bemerkungen beweisen zur Genüge, dass Neukirch von dem Wesen und dem Werte der Poesie ebenso wenig eine Vorstellung hatte wie seine Zeitgenossen, und sind uns ein Kriterium zur richtigen Beurteilung derjenigen Äusserungen, die vielleicht den entgegengesetzten Eindruck von ihm hervorrufen könnten. An dem Poetiker und Kritiker Neukirch bleibt beachtenswert nur sein durch die Vorrede zu HS I gemachter Versuch, der deutschen Litteratur ihre Stellung innerhalb der klassischen und zeitgenössischen ausländischen anzuweisen, und seine aus Boileau geschöpfte Erkenntnis des Wertes der aktuellen Kritik. —

Den wesentlichsten und bei dem früheren Anhänger des Schwulstes wichtigsten Einfluss hat die französische Schule auf den Stil Neukirchs ausgeübt. Hier gelang es ihm sogar, etwas Originelles zu schaffen, sich eine individuelle Schreibart herauszubilden, die Nachahmer fand und ihm den Namen des Begründers einer dritten schlesischen Schule eintrug. Gottsched, der Poetiker der Periode des

guten Geschmackes, unterscheidet im 11. Kapitel des 1. Teiles seines „Versuchs einer Critischen Dichtkunst“ unter Berufung auf Neukirch [1]) eine natürliche, sinnreiche und pathetische Schreibart, die sich jedoch mit Neukirchs Einteilung nur dem Namen nach decken. Gottscheds natürliche Schreibart ist etwa mit Neukirchs scharfsinniger identisch, die sinnreiche und pathetische sind bei Neukirch in der pathetischen zusammengefallen, während Gottsched, ganz unter der Einwirkung des bon sens stehend, die natürliche Schreibart Neukirchs, „welche uns keine grosse mühe verursachet; sondern gleichsam von sich selber in die feder fliefst“, nicht mehr kennt. Neukirch hat sich in den drei Stilarten versucht. Der natürlichen Schreibart — nach seiner eigenen Einteilung — gehören viele seiner meist in der ersten Zeit nach seinem Abfall von den Schlesiern entstandene „poetische Sendschreiben“ und mehrere seiner Huldigungsgedichte an seinen Zögling, den Erbprinzen von Ansbach, an, in denen sich sein „poetisches Feuer“ bereits im Verlöschen zeigt. Die Sendschreiben erinnern sehr an die Opitz-Canitzsche Natürlichkeit und neigen nicht selten stark zur Prosa; so in dem Gedicht auf die Jahresfeier des Krönungstages Friedrichs I. (Gottsched S. 265):

„Du hältst in einer Hand Europ und Preussens Ruh:
Nur ist der Unterschied,
Dass du den Grund zur ersten mit dem Degen,
Zur andern, wie bekannt, mit Liebe pflegst zu legen.“

Die scharfsinnige Schreibart, durch gewähltere Ausdrucksweise und reichere Verwendung der Bilder von der vorigen unterschieden, liegt in einem grossen Teile der heroischen Gedichte und einigen Schäfergedichten vor. Die eigentliche Domäne Neukirchs ist aber der „pathetische oder bewegende“ oder nach Gottsched der „sinnreich-prächtige stylus“, der „unter allen der höchste und kräfftigste, aber auch zugleich der schwerste“ ist. „Denn alles, was

[1]) „Anweisung zu teutschen Briefen“, Buch IV, cap. 5.

man nur in der rhetorique künstliches findet, das fliesset in diesem stylo nicht anders, als in einem centro zusammen. Seine worte müssen durchdringend und mächtig, seine commata kurtz, seine connexion zierlich, seine sententien gewürzt, seine gleichnisse seltsam, seine numeros aber richtig und donnernd seyn." Auf Grund dieser von ihm aufgestellten Charakteristika hat sich nun Neukirch einen überladen-prunkhaften, hyperbel-, antithesen- und metaphernreichen, mit rhetorischen Figuren durchsetzten Deklamatorenstil herausgebildet, der, weit entfernt von Canitz' Natürlichkeit, sich als ein Produkt des Überganges vom Schwulst zum steifen Figurenstil der Klassizisten darstellt. Er ist, vorgebildet bereits in einem Teil der heroischen Gedichte, vor allem in den Satiren angewandt, wo er nach Gottsched — seine von der sinnreichen Schreibart gegebene Charakteristik stimmt mit der Neukirchs überein — vorkommen kann, „zumal wenn der Poet ins Moralisieren kömmt", und findet sich ausserdem in einigen geistlichen Gedichten, den so genannten Biblischen Geschichten. An den Schwulst der Schlesier erinnert Neukirchs Stil durch das Vorherrschen der Metapher, die zwar auch von Gottsched als „gröfster Zierrath poetischer Ausdrückungen" gerühmt wird, aber bei keinem andern Dichter in so verschwenderischer Weise vertreten ist wie gerade bei Neukirch. Den Einfluss bzw. die Nachwirkung Hofmanswaldaus zeigen Vergleiche wie:

„Ihr holder Mund ein Sitz von tausend Nachtigallen" (Gottsched S. 212).

„Was ihre Zunge spricht, muss lauter Ambra seyn" (S. 187).

„Die Liebe wehe stets euch Ambralüfte zu" (S. 220).

„Legt man zu Rosen auch gemeines Laub und Gras,
Lässt man bei Flöten auch ein Haberrohr erklingen?" (S. 225).

„So stark als Aloen vor Anemonen blühn" (S. 249).

„Der sich bei fetter Kost mit Kummerbrodte nährt" (S. 128).

u. a. m. In einem Gedichte aus seinen letzten Lebensjahren legt er sogar dem Manasses die Worte in den Mund:

„Ich schwamm in einer See von lauter Honig-Quellen,
Die Winde wehten mir Bisam und Zibeth zu;
Ich dacht an keine Noth, an keine Jammer-Wellen,
Wo nur mein Wille war, da war auch meine Ruh.“

Seine frühere Neigung zu Concetti hat sich in Wendungen erhalten wie:

„Der mit Persepolis auch seinen Witz verbrannt“ (S. 266).
„Ein Tag hat uns zur Ruh, dich auf den Thron gebracht“ (S. 266).
„Und sein Gewissen so, wie seine Zeuge dehnet“ (S. 110).

An Lohenstein erinnern folgende Vergleiche:

„Wie, wenn ein Donnerkeil die Cedernäste schläget,
Alsdenn das Wellenheer vor blosser Angst sich reget“ (S. 224).
„So weit der kleine Bär vom Süderpole weicht“ (S. 295).
„So lange nicht ein Wolf aus Liebe Lämmer zeuget;
„So lange nicht der Klee Cypressen übersteiget“ (S. 296).

und die zahlreich vorkommenden gelehrten Anspielungen auf Mythologie und Geschichte; so

„So lacht Aurora nicht, da sie auf ihrem Wagen,
Dem keuschen Cephalus, dich lieb ich, konnte sagen:
So seufzte Phoebus nicht, da er Boline, sprach,
Boline, fliehe nicht! Apollo folgt dir nach“ (S. 218).

und viele andere mehr. Der grösste Teil der Metaphern ist jedoch neu und originell und dem Wesen nach von denen der Schlesier verschieden. Stellten sie sich bei diesen häufig genug auf Kosten des Verstandes als der eigentliche Zweck der Gedichte dar, so sind sie jetzt nur Mittel zum Ausdruck der scharfsinnigen Gedanken des Verfassers, waren sie dort infolge der unterschiedslosen Gleichheit der Situationen und Themen zu typischen Wendungen erstarrt, so nehmen sie jetzt ein stets verschiedenes, dem einzelnen Fall angepasstes Gepräge an, herrschte bei den Schlesiern das Wort über den Inhalt, so wird es jetzt unter ihn gebeugt und muss zu seiner möglichst charakteristischen, körnig-gedrungenen Wiedergabe dienen. So entwickelte sich

bei Neukirch das Streben nach charakteristisch-drastischen, neuen Wortbildungen und die Jagd nach „nachdrücklichen“ Beiwörtern. Bildungen wie: Scheidungstag, Wucherweg, Lustsyrenen, Ungarreben, Schneiderpflanzen, Bettelpuppen, Büffelstärke, Bettelbrocken, Marterfeuer, Bürgertrost, Bürgermilch, Vaterschweiss finden sich fast in jedem Verse. Ausländischer Wein ist ihm „Magenfeuer“, „Iberens starkes Feuer“, den Sekt nennt er „zundervoll“, den Credit „hinckend“, den Verstand „schielend“ oder „kriechend“, das Gold „Monden-“, das Silber „Sonnenerzt“, den Diener eines reichen Lebemannes „der Wollust Tellerwisch“, einen jungen Menschen einen „bemilchten Bart“, die ihn bekämpfenden Dichter ein „Wespenheer“ oder die „von der Hungersucht bethörte Dichterzunft“ u. s. w. Bedenklicher sind „der abgezehrte Bauch der hungrigen Clienten“ oder gar der hochpoetische „durch Weiberwitz aus abgesäurter Milch erbaute Würmersitz“ für den prosaischen alten Käse. Gewöhnlich sind jedoch nicht nur einzelne Wendungen, sondern die ganze Satzverbindung metaphorisch. So: „ein Schinken, dem der Rauch die Geilheit abgezehrt“, der „hungrige Verstand“ wird „durch kluge Bücher genährt“, der Tabak ist ihm „ein brennend Kraut, das man durch Rauch bewegt“, und mit dem man „der kalten Mitternacht die Schärfe niederschlägt“, die kokette Frau „baut“ sich „aus der geschminkten Haut einen Tempel“, „die grobe Bürgermilch“ wird „durch Ritterblut erhöht“, „das Alter frifst des Verstandes Haus“ (!), er „hebt den schweren Kummerstein“ oder „nährt sich mit Kummerbrodte“, die Armen „ziehn an der Last der Sorgenaxe“, die Fürsten müssen „schon nach Menschenblut im Mutterleibe dürsten“. Aus einer ununterbrochenen Kette solcher hyperbolisch-pompösen, von einem gewissen Sprachtalent zeugenden, häufig aber, wie die angeführten Beispiele beweisen, geschmacklosen Wendungen, unter denen für eine vernünftige, präzise Ausdrucksweise kein Raum mehr ist, setzt sich Neukirchs Stil zusammen. Eine Vorliebe für alle möglichen anderen rhetorischen Figuren, die er mit den

Klassizisten teilt, eine ausgesprochene, von den Schlesiern her bewahrte Neigung zu breiten Pleonasmen und Wortspielen, die Gottsched nach dem Muster Boileaus verwirft, sprachliche Verbrechen, wie das Echo: „Sophie ist, schwer ich, hin! Schwerin erklang der Wald“ geben dem Ganzen das Gepräge eines erzwungenen Pathos, das namentlich da unangenehm berührt, wo es mit der Hohlheit und Leere des Inhaltes zu sehr kontrastiert, wie in dem von Gottsched als Muster „der wahren scharfsinnigen Schreibart“ gepriesenen Trauergedicht auf Sophie Charlotte. Neukirchs Schreibart — „geistvolle Geschwätzigkeit“ hat man sie im vorigen Jahrhundert mit vielleicht zu harter Verurteilung genannt[1]) — unterscheidet sich somit wesentlich von dem schmucklosen, jedes poetischen Schwunges entbehrenden Stile Canitz'. In seinen „Gedanken von Richtigkeit und Vollkommenheit der teutschen Sprache“ hat Neukirch selbst auf diesen Unterschied hingewiesen und bekannt, dass es ihm an Natürlichkeit und Männlichkeit, die er bei Canitz, Besser und Günther rühmt, fehle, während diesen freilich die Schönheit der Schreibart, die er in der Anwendung von Bildern sieht und bei Hofmanswaldau und sich findet, abgehe. Doch giebt er keiner der beiden Schreibarten den Vorzug — wir sehen, der einst begeisterte Anhänger der Opitzschen Natürlichkeit hat wieder eine Schwenkung gemacht — und lässt es durchblicken, dass er das Ideal in einer Vereinigung beider sieht. An Glätte der Verse steht Neukirch nicht hinter Canitz zurück, die einsilbigen Wörter, die Schmerzenskinder aller Poetiker seit Opitz, gebraucht er bald kurz, bald lang, auch inbezug auf Reinheit und Richtigkeit der Reime steht er mit ihm auf gleicher Stufe. Der Hiatus findet sich bei ihm selten, Gedichte in reimlosen und Knittelversen hat er nicht geschrieben. Wort-

[1]) Manso in seiner „kurzen Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie“ in „Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste“ Bd. I, St. 2, S. 245.

verstümmelungen, wie sie bei andern Dichtern jener Zeit des Reimes wegen hin und wieder vorkommen, vermeidet er. Die Reime sind männlich und weiblich, dreisilbige Reime gebraucht er nicht. In der Beherrschung der Sprache ist er Canitz überlegen, an Geschmack in der Wahl und Verwendung der Bilder steht er ihm nach. Das Positive, Canitz gegenüber zweifellos einen gewissen Fortschritt Bedeutende war der freilich nur wenig gelungene Versuch, die deutsche Sprache durch neue Wortbildungen allen Intentionen des Poeten und Redners gefügig zu machen und sie nach der Seite des Pathos hin auszubilden.

Neukirchs Stil hat viele Nachahmer gefunden. Unter den Hofpoeten war es namentlich der mit Neukirch von Berlin her befreundete Johann Valentin Pietsch, der ihn sich zu eigen machte und oft auch im Wortlaute sich an sein Vorbild anschloss. Von seinen Landsleuten gehören hierher verschiedene Dichter des 1. Teiles des Schlesischen Helicons und des 7. Teiles von HS wie Gottfried Balthasar Scharff, J. Leop. Mauersberger, Christian Stieff u. a., meist erbärmliche Reimer, die nicht einmal richtige Verse schreiben konnten. Seine besseren Nachahmer sind Gottfried Benjamin Hancke und Daniel Stoppe, von denen der erstere jedoch derb geschmacklos ist und dabei oft, sehr im Gegensatz zu Neukirch, in Roheiten verfällt, die sich auch bei Stoppe hin und wieder finden. Im übrigen sind Stoppes Gedichte stilistisch meist glatt, inhaltlich harmlos und etwas plump humoristisch. Als der letzte und weitaus bedeutendste ist in dieser Reihe Christian Günther zu nennen, dessen stilistische Abhängigkeit von Neukirch noch nicht genügend betont worden ist. Sein Stil ist naturgemäss nicht eine kritiklose Nachahmung des Neukirchschen, sondern ein selbständiges Erzeugnis nach dessen Muster und zeigt, zu welcher Leistungsfähigkeit sich die Neukirchsche Schreibart unter der Hand eines wirklichen Dichters erheben konnte.

Nachahmer in stofflicher Beziehung hat Neukirch be-

sonders auf dem Gebiete der Satire und zwar in Hancke und Günther gefunden. Pietschs Abhängigkeit in der Hofpoesie wurde schon angedeutet. Hancke hat in seinen Satiren die Gedanken der Neukirchschen ohne alle Selbständigkeit in eckel-weitschweifiger, geistlos-lächerlicher Weise, oft mit naiver Benutzung des Wortlautes nachgeahmt; Günther zeigt Anlehnung ebenfalls in seinen „Satyren oder Straff-Gedichten“ und bisweilen in seinen „Briefen“. Als Zeugnis seiner Abhängigkeit sei die Schilderung seiner früheren Zugehörigkeit zu den Schlesiern angeführt, die deutlich an Neukirchs Absagegedicht und seine Übersetzung der 2. Satire Boileaus, auch an Canitz' Poetensatire anklingt. Sie lautet:

„Vor diesem hab' ich zwar auch mich damit gekränckt,
Und mancher Magdalis mit ausstudierten Griffen
Aus Amors Contra Punct ein Ständchen vorgepfiffen.
Da drechselt' ich mit Fleiss auf einer hohen Spur
Wort, Sylben und Verstand auch wider die Natur;
Denn wolllt' ich dazumahl ein schönes Kind beschreiben,
So liess ich ihren Mund mit Scharlach-Beeren reiben.
Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld,
So fing ich prächtig an: Orackel von der Welt!
. . . .
Auch schifft' ich offtermahl auf Dielen über Meer
Und hohlt' ein Gleichniss-Wort aus Misisippi her.“ [1])

Neukirch hat also trotz seines Mangels an Originalität einen bemerkenswerten Einfluss auf die dichterische Produktion seiner Zeit ausgeübt und darf somit eine aufmerksamere Beachtung in der Geschichte der deutschen Litteratur beanspruchen. Die Litterarhistoriker aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts haben aus den genannten Nachahmern, Pietsch und Günther ausgenommen, eine dritte schlesische Schule kombiniert und Neu-

[1]) „Sammlung von Johann Christian Günthers bis anhero edierten deutschen und lateinischen Gedichten . . . Nebst einer Vorrede von den so nöthigen als nützlichen Eigenschaften der Poesie.“ Breslau u. Leipzig 1735. S. 376.

kirch zu ihrem Begründer gestempelt, der freilich nur zu Hancke in näherer Beziehung stand. Das Urteil, das bei den erbärmlichen Leistungen dieser Schule nur ganz absprechend sein konnte, fiel naturgemäss auch auf Neukirch zurück; er wurde ähnlich wie Hofmanswaldau unverdienterweise auch für alle Fehler seiner Nachahmer verantwortlich gemacht. —

Mit dem Abfall Neukirchs von den Schlesiern hatte ihre Schule ungefähr ihr Ende erreicht. Leander aus Schlesien (Gottlieb Stolle) dichtete zwar noch in gemässigtem Marinismus weiter, und Christian Hunold liess noch 1702 „die edle Bemühung müssiger Stunden in galanten, verliebten, Sinn-, Schertz- und Satyrischen Gedichten“ erscheinen. Doch tadelt letzterer bereits in der Vorrede zu Neumeisters „Allerneuester Art zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen“ trotz aller Bewunderung für Hofmanswaldau und Lohenstein die „vielen falschen hohen Gedanken“ der Italiener und bedauert, dass er „in seinen ersten und vor 5 Jahren herausgegebenen Gedichten einige schlüpffrige Gedanken habe durch die Feder fliessen lassen“. J. B. Mencke, der sklavische Nachahmer Hofmanswaldaus, erklärt in der Vorrede zu seinen „Galanten Gedichten“ (Leipzig 1710), „dass er sich anfangs allzusehr in die Hoffmannswaldauischen Gleichnisse verliebt“ habe, und dass in seinen Heldenbriefen „viel unzüchtige Gedancken . . . mit untergelauffen“. Christian Gryphius war nie Anhänger der zweiten schlesischen Schule und zog bereits im Jahre 1698 in der Vorrede zu seinen „Poetischen Wäldern“ gegen Phoebus und Galimathias zu Felde. Günthers Abfallserklärung von den Schlesiern wurde bereits citiert. So waren die Kräfte, die die Schule hätten fortpflanzen können, für sie verloren und damit ihr Untergang besiegelt. Der Marinismus freilich spuckte noch Jahrzehnte lang nach, selbst in den Gedichten seiner ausgesprochenen Gegner, ein Beweis dafür, wie fest er allenthalben Wurzel gefasst hatte. König und Besser hangen ihm hin und wieder noch an, selbst Canitz erlaubt sich bisweilen etwas Phoebus, Neu-

kirch konnte, wie wir gesehen haben, den Ambra nicht ganz entbehren, und der wackre Pietsch, der sich nicht enthalten konnte, seinem Schüler Gottsched Neukirchs Absagegedicht an die Schlesier aus Freude über diesen Schritt möglichst oft auswendig vorzusagen, dichtete noch 1709 ein Leichencarmen auf den Tod der Jungfer Maria Louysa Laudienin,[1]) in dem es heisst:

„Ihr erster Morgen trat in vollem Schimmer ein,
der Frühling spielte gleich auf ihren Purpur-Wangen,
doch kan der Rosen Zier nicht ehe schätzbar seyn
bis sie den besten Glantz aus Cypris Blut empfangen.
Der Himmel krönte hier ihr liebliches Gesicht.
Denn Schmincke geben uns so wenig Glantz und Licht
als man von finstrer Nacht und ausgeleschten Kohlen
Von Schnee und kaltem Eyss kan Glut und Flammen holen,“

Verse, die gewiss selbst Lohenstein alle Ehre gemacht hätten. Noch lange finden wir ferner Warnungen an die jungen Leute, „sich doch in diese falsch berühmte Kunst der Lohensteinischen Schreibart nicht zu vergaffen,“[2]) immer und immer wieder stossen wir auf das Lob Hofmanswaldaus und Lohensteins, und noch 1733 konnte Hohberg seinen starkmarinistischen „Beytrag zum schlesischen Helicon“ erscheinen lassen. Erst der Begründer unserer klassischen Litteratur gab dem Marinismus den Todesstoss.

Die letzten poetischen Erzeugnisse Neukirchs, die uns noch zur Betrachtung übrig bleiben, sind seine geistlichen Gedichte und seine Übersetzungen. Die ersteren zerfallen in „Biblische Geschichte“, „Andachten,“ geistliche Oden, selbständige Lieder und in Liedform übersetzte Psalmen. Die biblischen Geschichten behandeln Themen aus dem alten oder neuen Testamente, so: „Davids Klage über Absalon,“ „Manasses,“ „der reiche Mann,“ „der weinende Jesus“, und sind in fortlaufenden Alexandrinern

---

[1]) J. Val. Pietsch: „Gebundene Schriften“, hsg. v. Joh. George Bock. Königsberg. 1740. S. 278—280.

[2]) S. Beiträge zur krit. Historie etc. Bd. I, S. 526 vom Jahre 1732.

verfasste Monologe der betreffenden Personen, erbärmliche Machwerke von widerlicher, inhaltsloser Phrasendrescherei und leerer Weitschweifigkeit, lächerlich statt erbaulich, Produkte der zur völligen Unnatur ausgearteten stilistischen Manier Neukirchs. Allen Ernstes vorgetragene Verse wie:

„Ach! merckt es in der Zeit, ihr willen-freche Kinder!
Ihr Eltern merket es! Ach merckt es alle Sünder!
So zog mein Schmertzens-kind, mein Absalon davon.
Ach ewig-armes Kind! Ach armer Absalon!"

oder die Schmerzensrufe des reichen Mannes in der Hölle:

„O Feuer, Feuer her, für meine kalten Glieder!
O Wasser, Wasser her, das Feuer brennet wieder!"

oder gar der herrliche Reim:

„Wie aber bückte sich der arme Lazarus!
Was ihm vorüber gieng, trat ihm auch auf den Fuss."

bedürfen keines weiteren Kommentars. Hancke, der Neukirch auch hierin folgte, brachte sogar einen „im Bauche des Wallfisches seuffzenden Propheten Jonas" zustande. Das umfangreichste und beste Gedicht dieser Gruppe ist die ganz in Dialogform gehaltene rhythmische Übersetzung des hohen Liedes Salomonis bzw. die Übertragung der lutherischen Übersetzung in Alexandriner. Neukirch knüpfte damit an die Tradition der zweiten schlesischen Schule an, deren geistliche Dichtung, wie die des 17. Jahrhunderts überhaupt, stark unter dem Einfluss des hohen Liedes stand, und die ihm, wie Karl Hofmann in einer Monographie über Heinrich Mühlpfort (Heidelberg 1893) darzulegen suchte, einen grossen Teil ihres Metaphernschatzes verdankte. Der Stil der Neukirchschen Übertragung erinnert durchaus an den Schwulst Hofmanswaldaus, geht aber im letzten Grunde auf das hohe Lied selbst zurück. Verse wie:

„Die Lippen-Schnuren sind wie Farbe von Rosinen,
Wo deine Zunge spricht, da muss auch alles grünen,

> Und wenn der Wangen Licht in Zöpffen sich erhöht,
> So weicht Granaten-Safft, wenn er in Purpur steht."

oder:

> „Wie bindet nicht dein Mund mit seinem süssen Leime!
> Wie triefft die Lippe nicht von Milch und Honigseime!",

die selbst der absoluteste Marinismus nicht besser hätte hervorbringen können, sind wörtlich dem hohen Liede cap. 4, v. 3 u. 11 nachgebildet. Der Einfluss des hohen Liedes lässt sich noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nachweisen und war die Hauptstütze des Schwulstes in den geistlichen, namentlich nichtstrophischen Alexandrinergedichten. Noch 1743 fordert Caspar Gottlieb Lindner,[1]) der sonst eher wässerig als schwulstig reimt, die Seele auf, zu dem zu kommen,

> „Dessen Ansehn, wie die Cedern, dessen Haupt das feinste Gold:
> Dessen Lippen, wie die Rosen, dessen Leib, wie Helfenbein,
> Dessen Schenkel Marmorsäulen, dessen Füsse gölden seyn."

Von diesen Gedichten aus drang der Schwulst nun auch in andere geistliche, die sich inhaltlich nicht mit dem hohen Liede berühren, wie z. B. in Brockes' Schilderungen der körperlichen und seelischen Qualen der Sünder.

Neukirch hat den Inhalt des hohen Liedes auch in 7 Oden behandelt, die im Gegensatz zu den eben besprochenen Gedichten formell zu dem Besten gehören, was er geschrieben hat. Pleonasmen und Rhetorik bilden zwar auch ihren Grundcharakter, sie zeugen aber von einer technischen Fertigkeit und einer Beherrschung der Sprache, wie wir sie sonst bei keinem andern Dichter jener Zeit finden dürften. Die Verse sind überaus glatt und gefeilt, die Ausdrücke und Wendungen gewählt, die neuen Wortbildungen glücklich, doch nicht zu zahlreich, die Reime voll und tönend, insbesondere gelingt es ihm, die biblischen

---

[1]) Caspar Gottlieb Lindner: „Deutsche Gedichte und Übersetzungen." Breslau u. Leipzig 1743. S. 15.

Worte ohne Verstümmelung im Reime beizubehalten. Freilich gewinnt dadurch das Ganze sehr den Charakter des Gezierten und wirkt bei dem ununterbrochenen Pathos und dem in diesen Oden sich sehr fühlbar machenden Mangel an Inhalt ermüdend. Neukirch verfiel schliesslich in denselben Fehler wie die Schlesier, er gewährte der Form die Herrschaft über den Inhalt, ein bedenkliches, aber nach der gegebenen Charakteristik der deutschen Opposition gegen den Marinismus naturgemässes Resultat. Als Beispiel mögen folgende zwei Strophen gelten:

„Ach! sagt mir doch, ihr Höhen:
Ob ihr ihn nicht vermisst?
Ach! sagt mir doch ihr Seen:
Wo er geblieben ist?
Sein Haupt ist wie die Spitze,
Die Memphis aufgericht;
Sein Auge wie die Blitze,
Doch voller Sonnenlicht.“

klagt Sulamith, und Christus kommt ihr entgegen mit den Worten:

„Wer ist, die so schmerzlich klaget?
Wer ist, die so gar verzaget?
Kenn ich denn nicht ihren Tritt?
Ist es nicht, die ich geliebet?
Ist es nicht, die ich betrübet?
Meine liebe Sulamith?“

Die „Andachten“ Neukirchs, „andächtige Gedancken,“ wie sie wohl auch genannt wurden, sind eine zu jener Zeit sehr beliebte Art religiös-moralischer Betrachtungen, ohne höheren Wert. Sie nähern sich stark dem Charakter der biblischen Geschichten.

An singbaren geistlichen Liedern hat Neukirch selbständig gerade zehn gedichtet, meist nach bekannten Melodieen wie: „Gott des Himmels und der Erden“, „Jesus meine Zuversicht“, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“, u. a. m. Manche tragen den Charakter des Em-

pfundenen, verzichten infolge der Bestimmung zum Gesang mehr oder weniger auf rhetorischen Schmuck und können dem Besten, was damals auf dem Gebiete des geistlichen Liedes geleistet wurde, an die Seite gesetzt werden. Das durch seinen einfachen, schlichten Ton vor allen ausgezeichnete Abendlied:, „Licht und Sonne schlafen ein, Und zugleich ein Tag des Lebens" scheint von ähnlichen Liedern Simon Dachs beeinflusst zu sein. Es ist mit dem Trostlied „Zage nicht betrübte Seele" in die Gesangbücher der damaligen Zeit übergegangen.[1] Christian Günther zeigt auch in der geistlichen Dichtung Abhängigkeit von Neukirch. Die Gedichte sind in vier-, sechs-, sieben- und achtzeiligen Strophen aus vier-, selten fünffüssigen trochäischen oder jambischen Versen verfasst, auch kürzere Verse sind bisweilen eingemischt. Stellenweise finden sich, wie auch in den gleich zu erwähnenden strophischen Psalmenübersetzungen, Spuren der alten Dreiteiligkeit der Strophen, die freilich mehr zufällig als beabsichtigt ist oder in der Melodie, nach der das Lied gedichtet ist, ihren Grund hat. Auch die alte zweitaktige Messung des weiblichen Reimes kommt bei Neukirch unter dem Einfluss der Melodie noch vor.

Neukirchs strophische Übersetzungen vom 13., 23., 25., 42., 70., 71., 73., 96., 103., 112., 116., 139., 142., 143. Psalme schliessen sich wie seine Übertragung des hohen Liedes unmittelbar an Luthers Text an. Diese Übersetzungen, wie sie seit Opitz von allen gelehrten Dichtern gepflegt wurden, waren ebenfalls zum kirchlichen Gesang bestimmt, sind meist nach bekannten Melodieen verfasst und gleichen in ihrem äusseren Gepräge seinen selbständig gedichteten Liedern. Mit den entsprechenden Übersetzungen Canitz' stehen sie etwa auf gleicher Stufe.

---

[1] S. Eduard Emil Koch: „Geschichte des Kirchenliedes u. Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche." Bd. IV. Stuttgart 1868. 3. Aufl. S. 247 a. 2.

Liedern auf einzele Psalmenverse, wie sie sonst äusserst zahlreich waren, hat Neukirch nicht gedichtet, Anklänge an die Psalmen finden sich naturgemäss öfters in seinen Liedern. Die damals ebenfalls sehr beliebten poetischen Wiedergaben und Auslegungen von Bibeltexten befanden sich in Neukirchs Nachlass. Die geistlichen Gedichte Hanckes sind wie seine übrigen sklavische Nachahmungen seines Vorbildes.

Als letzte Gruppe der geistlichen Gedichte seien wegen ihres vorwiegend moralisierenden Inhaltes die 1757 erschienenen poetischen Briefe Neukirchs hier angeschlossen. Sie bilden mit wenigen Ausnahmen Briefpaare, enthalten moralisierende Betrachtungen über verschiedene Themen, warnen vor Habsucht und Geiz und vor der Unbeständigkeit des Glückes, loben den tugendhaften Menschen und ermahnen zur Ergebung in den Willen Gottes. Sie sind zur Zeit der Ansbacher Erzieherthätigkeit Neukirchs entstanden, verfolgten in erster Linie pädagogische Zwecke und zeigen in den Predigten gegen Unzucht, Tyrannei und Überhebung der Fürsten, wie sie besonders in den Briefen an und von Croesus vorliegen, starke Beeinflussung vonseiten des Telemach. So belehrt der Ansbacher Mentor seinen Zögling durch den Mund des Croesus und Pittacus:

„Es sind die Könige die allergrössten Thoren!
Sie werden in der Welt durch Trug und Schein erfreut;
Schein ist es, wann sie kaum allhier gebohren werden;
Schein ist es, wann ihr Leib in Purpurdecken liegt;
Schein ist es, wann man sie durch knieende Gebehrten,
Schein ist es, wann man sie durch ihre Macht betriegt.

. . . .

Das ist der grösste Held, der sich zuerst besieget;
Das ist der rechte Fürst, der alles eitel schätzt,
Der sich am Wahren nur, am Scheine nicht, vergnüget:
Und sein Vertrauen bloss in Gottes Willen setzt.“

Den „moralischen Briefen der alten Philosophen“ ist jeweils nach Analogie der Hofmanswaldauschen Heldenbriefe eine kurze prosaische Einleitung, die die Situation und den In-

halt des Briefes giebt. vorausgeschickt. Sie sind in einer Art Predigerton verfasst. Merkwürdigerweise hat Neukirch in dieser Gattung seiner Gedichte keine Nachahmer gefunden, was bei Hancke sicherer Beweis dafür ist, dass er sie nicht gekannt hat.

Unter Neukirchs Übersetzungen fremdsprachlicher Werke verdienen, abgesehen von einigen wenig bedeutenden Stücken, genannt zu werden seine Verdeutschung des Schreibens an den König und der 1., 2. und 8. Satire Boileaus, der Gesänge der Sappho, des 4. Buches der Aeneis, einer Scene des Pastor fido und des Telemach. Sie bieten in Gesamtheit wie im einzelnen wenig Gutes und sind wie die meisten Übersetzungen jener Zeit blosse Paraphrasen des Inhaltes, ohne jede Spur der Eigenheit des Originals. Das teils durch das Streben zu verdeutlichen und zu erklären, teils durch seine stilistische Manier verursachte Hauptcharakteristikum des Übersetzers Neukirch ist der Hang, das Original zu verbreitern. Häufig genug sind die Zusätze auch blosse Produkte der Unbeholfenheit, besonders da, wo im Original ein kürzeres Versmass oder Prosa vorlag. Am besten sind ihm seine Boileauübersetzungen gelungen, wo er einen ihm zusprechenden Inhalt in geläufiger Form vor sich hatte. Die gerügten Fehler finden sich zwar auch hier: so übersetzt er die Verse 9—12 des „Discours au Roi“ mit:

„Nein, sondern weil ich nicht zum Loben tüchtig bin:
Denn meine Muse bebt und mein verwirrter Sinn
Erzittert vor der Last so einer schweren Bürde:
Aus Furcht, im Fall ich dich nicht recht besingen würde,
Dass ich bei deiner Pracht und deiner Hoheit Schein,
Auf deinen Lorbeerkranz nur dürfte Flecken streun“,

ganz abgesehen von der geschmacklosen Wiedergabe des letzten Verses, oder Satire I. v. 7:

„las de perdre en rimant et sa peine et son bien“

mit:

> Ward endlich müd und satt sein Gütchen zu verschwenden
> Und soviel sauren Schweiss an einen Reim zu wenden“.

Oder es finden sich Flickverse wie: „wie du weisst“, „ich muss es nur gestehen“, u. s. w. Bisweilen hat Neukirch den Inhalt auch etwas in eigenem Sinne umgemodelt wie bei der bereits erwähnten Wiedergabe von Sat. I, v. 60 ff. Immerhin aber sind solche Fehler verhältnismässig selten, und man muss Neukirch zugeben, dass er stellenweise die auch bei Boileau vorhandenen Weitschweifigkeiten vermieden hat, wenn er z. B. die Verse 29—48 des „Discours“ sehr gut durch 16 oder Relativsätze wie „un encens qui t'est dû“ durch Adjektiva wie „den verdienten Preis“ wiedergiebt. Die Übersetzungen sind bereits 1695 oder 1696 entstanden und, mit Ausnahme der 8. Satire, 1697 zusammen mit Canitz' Übersetzung der Boileauschen fünften in HS II erschienen. Von späteren Boileauübertragungen seien erwähnt die von Gottfried Benjamin Hancke, Gottsched, Lau und vor allem von Caspar Abel.

Ganz verunglückt ist Neukirchs Versuch, die Fragmente der Sappho zu verdeutschen, wie es bei einem dichtenden Pedanten des 17. Jahrhunderts nicht anders möglich war. Gewöhnlich geht die Entstellung so weit, dass das Original kaum zu erkennen ist. Wer würde für die Strophe:

> „Des Mondes heller Silber-Schein,
> Und auch die Pleyaden die können ruhig seyn,
> Ich aber muss betrübt auf meinem Lager liegen,
> Und in der Einsamkeit mit schweren Träumen kriegen.“

Sapphos bekannte Klage:

> „*Δέδυκε μὲν ἁ σελάνα*
> *Καὶ Πληϊαδές, μέσαι δὲ*
> *Νύκτες, παρὰ δ' ἔρχεθ' ὤρα,*
> *Ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω*“.

als Vorlage vermuten. Die bei Neukirchs Übersetzungen unvermeidlichen Anmerkungen finden sich bei der Sappho in reichem Masse.

Die Verdeutschung des 4. Buches der Aeneis, von Erich Schmidt in ADB Bd. 23 fälschlich als unbekannt geblieben bezeichnet, ist ein Glied in einer langen Reihe von Vergilübersetzungen, die seit dem Ausgang des Mittelalters in Deutschland entstanden. Die Beiträge zur kritischen Historie führen im 1., 3., 12. und 27. Stücke mehr als ein Dutzend Aeneisübersetzungen an, einige zur Zeit der Neukirchschen entstandene, so von dem bereits genannten Theodor Christoph Lau, Johann Christoph Schwarz, Amthor, Bodmer und einem Ungenannten, werden in ihnen besprochen. Dazu kommen noch eine grosse Reihe von Übersetzungen der Georgica und Bucolica. Die vorneukirchschen Übersetzungen sind in Prosa, gereimten oder reimlosen Versen abgefasst, Neukirch wendet den Alexandriner an, worin ihm der Magister Michael Schirmer 1668 mit seiner Aeneisübersetzung vorausgegangen war. Neukirchs Übersetzung ist im letzten Jahrzehnt seines Lebens und zwar vor 1727 entstanden, da sie in der Vorrede zum 1. Teil des Telemach erwähnt wird. Die Wahl gerade des 4. Buches erklärt sich aus der Beliebtheit, der sich dieses „Haupt- und Meisterstücke unter allen" damals wie schon im Altertume erfreute, und daraus, dass es ein abgeschlossenes Ganze bildet. Die Übersetzung ist, wie bereits erwähnt wurde, Fragment, reicht nur bis Vers 332 und ist sehr lückenhaft, da Hancke wegen Unleserlichkeit des Manuskriptes nicht weniger als 59 ganze und 41 Halbverse und einzelne Worte ergänzen musste. Sie ist eine kümmerliche, oft nicht einmal genaue Wiedergabe des Inhaltes, flach und plump, von ermüdender Breite, voll Wiederholungen und Tautologieen. Oft finden wir an Stelle eines Vergilschen Hexameters 2 oder 3 Alexandriner. Als Muster diene die erbärmliche und falsche Übersetzung von v. 136—139 „Tandem progreditur . . . . vestem":

„Und endlich so erscheint die Fürstin, in der Menge
Der sie Begleitenden, mit Tyrischem Gepränge,
In einer flüchtigen und leichten Jäger-Tracht,

Die der gestickte Saum noch doppelt herrlich macht;
An ihrer Schulter hängt ein **stark** vergoldter **Bogen** (!);
Die Haare sind mit Gold in Locken(!) eingezogen;
Gold schlägt durch einen Heft auch ihren Purpur auf."

Anmerkungen fehlen auch bei dieser Übersetzung nicht, und in einer — anlässlich der Scene in der Höhle — weiss er sogar den unzüchtigen Scribenten seiner Zeit einen Hieb zu versetzen und ihnen die Schamhaftigkeit des „heydnischen Virgilius" vor Augen zu führen. Hanckes Ergänzung bis zum Schlusse des Buches steht natürlich an Wert noch unter der Übersetzung Neukirchs, zu ihrer Charakterisierung genügt der Hinweis auf die poetische Wiedergabe von lectum jugalem mit „Ehstands-Bette" und der Worte des Aeneas (v. 333—336) mit:

„Ich habe diess und mehr aus deiner Hand empfangen,
Und ich weiss allzu wohl, o grosse Königin!
Dass ich bis in das Grab dir höchst verbunden bin,
Es soll auch allemal, so lang ich werde leben,
Dein werthes Ebenbild mir vor den Augen schweben,"

Verse, die gewiss jedem galanten Briefschreiber alle Ehre gemacht hätten.

Besser ist Neukirchs Übersetzung des 4. Auftrittes der 3. Handlung des Pastor fido. Vor der Hofmanswaldaus[1]) zeichnet sie sich durch Glätte und Klarheit aus. Neukirch bedient sich durch das ganze Stück jambischer Verse von verschiedener Länge und geht nur einmal sehr wirkungsvoll zu Trochäen über: „Ey was bist du denn, Natur! . ." während Hofmanswaldau durch fortwährendes Wechseln des Metrums den Eindruck seiner Übersetzung sehr beeinträchtigt. Die Neigung Neukirchs zu oxymorischer, antithesenreicher, sententiöser Ausdrucksweise tritt bei dieser Übersetzung besonders deutlich zu Tage. Man vergleiche:

[1]) Vgl. Ettlinger a. a. O. S. 30 ff.

„Der Menschen Recht allein ist voll Unmenschlichkeit.“
„die Regung meiner Jugend, die mich unschuldig schuldig
macht.“
„Ey was bist du denn, Natur! dass du kein Gesetze hörest?
„Ey was bist du denn, Gesetz! dass du die Natur zerstörest?“
u. s. w.

Unebenheiten im Versmasse kommen vor, so: „die mich unschuldig schuldig macht“, „wie gar unglücklich ist doch beeder Wunsch und Wille“, „was könnte wohl mehr mein Gemüthe brechen“, etc. Die Übersetzung gehört ebenfalls den letzten Lebensjahren Neukirchs an.

Den Schluss in der Reihe seiner Übertragungen wie seiner Werke überhaupt bilden „die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca“. Neukirch hat der Übersetzung den in 24 Büchern eingeteilten Fénelonschen Text zu Grunde gelegt, wie er seit der Ausgabe des Marquis de Fénelon, des Grossneffen des Verfassers, vom Jahre 1717 allgemein angenommen war. Die Scheidung in 3 Teile (Teil I, Buch 1—7; Teil II, Buch 8—17; Teil III, Buch 18—24) ist Neukirchs Werk. Den Grund giebt er in der Vorrede an, im 1. Teile gehe Telemach die Versuchungen und anklebenden Fehler der Jugend durch, im 2. führe er sich klüger auf und verrichte Heldenthaten, im 3. werde er ein vollkommener Mann. Die Begeisterung, mit der der Télémaque in der ganzen civilisierten Welt aufgenommen wurde, erklärt das ungeteilte Interesse, das man Neukirchs Übersetzung entgegenbrachte. Die Wahl der poetischen Form, die bei dem sich stark dem Epos nähernden Stoffe bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt erscheinen könnte, ist zurückzuführen auf die der damaligen Zeit eigentümliche Unklarheit über das Wesen des Romanes und ihre Vermengung von Roman und Epos. Wie jedes Huldigungsgedicht an fürstliche Personen ein „heroisches“ Gedicht genannt wurde, so hiess jeder Roman ein Heldengedicht so gut wie Ilias, Odyssee und Aeneis; die äussere Form war Nebensache. Und der Telemach, dessen Verfasser nach

Neukirch „unter vielen tausenden das Glück gehabt hatte, dass er den Fufsstapfen des Homerus und Virgilius genau gefolget, und es auch beyden in vielen Stücken zuvor gethan“, wurde in erster Linie den Epen zugezählt. Die poetische Form der Übersetzung wurde damals sogar als Vorzug angesehen, und Neukirch fand, wir wir noch sehen werden, Nachahmer, während allerdings die Beiträge zur kritischen Historie sich im 8. Bande, St. 32, S. 672 zugunsten der prosaischen Übersetzungen erklärten. Neukirch giebt einen Grund für die Wahl der metrischen Form nicht an und bedauert in der Vorrede nur, dass er dem Fénelon nicht habe von Wort zu Wort folgen können, da „ein grosser Unterschied zwischen gebundener und ungebundener Rede sey“. Seine Absicht sei in erster Linie gewesen, „dem Leser allzeit deutlich zu sein“. Das hat er nun allerdings glänzend erreicht. Den schon an sich breiten und langweiligen Text des Originals hat er durch stärkere Hervorkehrung des pädagogischen Zweckes, durch teils vom Verse geforderte, teils der Deutlichkeit halber gemachte Zusätze und durch Einfügung von „Gedanken, welche nicht in dem Texte stehen, aber doch mit der Materie selber verbindlich seyn“, noch mehr verwässert und noch obendrein durch einen Wust von Anmerkungen der trivialsten und ledernsten Sorte ungeniessbar gemacht. Die Diktion ist infolge des Fehlens des sonst bei ihm üblichen Pathos überaus matt und in widerliche Geschwätzigkeit ausgeartet, Verstösse gegen Vers- und Wortaccent, namentlich bei Eigennamen, falsche Bilder und Reime finden sich in Menge. Das Ganze ist eine klägliche Reimerei. Zusätze der Erklärung und Belehrung sind es z. B., wenn er „Pénélope sa femme“ übersetzt mit: „Penelope, das Bild, der Auszug keuscher Frauen“, um dann noch Weiteres in einer Anmerkung anzufügen, oder „les gazons fleuris“ mit: „der Floren reiche Bahn“, worauf uns dann eine längere Notiz über Flora belehrt. „Les nymphes avec leurs cheveux tressés et des habits blancs . . .“ modernisiert er:

„Die Nymphen hatten sich
Mit keiner Berggeburt, durch keinen Farbenstrich,
Wol aber schlecht und schön mit Blumen auf den Haaren,
Und Kleidern ausgeschmückt, die wie die Perlen waren“.

Das Mahl, das aufgetragen wird, — die Beispiele sind alle dem ersten Buche entnommen — beschreibt Fénelon: „un repas simple, mais exquis pour le goût et pour la propreté. On n 'y voyait aucune autre viande que celle des oiseaux qu' elles avaient pris dans les filets ou des bêtes qu' elles avaient percées de leurs flèches à la chasse.“ Neukirch übersetzt:

„Die Tafel war gedeckt: die Speisen aufgesetzt,
Und nichts daran versehn, was den Geschmack ergötzt,
Als nur entlehnte Kunst. Hier war von Indus Pfauen
Kein kostbares Gehirn, kein Ortolan zu schauen.
Was man das niedlichste bei diesem Mahle fand,
War Flügelwerk (!) und Wild, das unserer Nymphen Hand
Durch Pfeile theils erlegt, theils in das Garn gezogen.“

und findet Gelegenheit an die „entlehnte Kunst“ eine möglichst banale Anmerkung über die Schwelgerei und ihre verderblichen Folgen anzuknüpfen. Ähnliche Beispiele finden sich auf jeder Seite. Verstösse gegen den Versaccent liegen vor in:

„Allein weit g l ü c k l i c h e r ist doch ein Fürst zu schätzen“
(T. I, S. 60 d. Oktavausg.).
„Womit er gleichsam noch s c h i e n a n den Feind zu gehn“ (S. 129).
„Und wie ein s t e r b e n d e r recht mitten im Palast“ (S. 150).
„Er wäre r u h i g e r. Er liesse mein und dein“ (S. 153).
„Ich hielt es gegen d e n so gar bewachten König“ (S. 156).
„Denn Narbal z i t t e r t e und ich mit ihm zugleich“ (S. 160).
„Indem e r b l i c k e t e n wir Idens stoltze Spitzen“ (S. 254).

und viele andere mehr. Falsch gebrauchte Eigennamen finden sich:

S. 27: „Allein nicht Nestors Haus,
Das ich zu Pylos fand noch selber M e n e l a u s.“
S. 88: „Es war, was Linus einst, was O r p h e u s besessen“.

S. 135: Narbal, in dessen Schiff . . .“
Teil II, S. 3: „Mentor versetzte gleich . . .

und 3 Zeilen tiefer:

„Ihr seyd von Epirus nicht weit vorbei gestrichen,
Sie liegt auf hoher See. Geschieht euch ein Verdruss,
So führt uns nur mit euch nach eurem Epirus.“
S. 15: „und denn so komm' ich bald. Narbal sah viel Gefahr.“

Falsche Reime, die zum Teil schon in den angeführten Beispielen vorliegen, sind ebenfalls sehr zahlreich. Vgl.

S. 22: „Mein Ursprung rühret nicht von deines gleichen her,
Ich bin von Götterblut. Kein Mensch, kein Sterblicher . .“
S. 59: „Man zählt an Städten mehr als zwanzigtausend her:
Sie sind auch reich und gross, weit aber glücklicher . . “
S. 367: „Sie trug dem Jupiter
Es endlich selber vor: allein viel schmerzlicher . . . “

Den Reim unglücklicher: schmerzlicher (S. 299) erwähnt Neukirch selbst in der Vorrede als falsch, meint aber merkwürdigerweise, dass der Fehler gehoben sei, wenn man bitterer oder härterer für schmerzlicher einsetze. Derartige Reime liefen übrigens Neukirch auch sonst wohl mit unter. So reimt er in der Übersetzung der 8. Satire Boileaus (Gottsched S. 175) her: glimpflicher, Gottsched S. 169 sich: ärgerlich; doch sind solche Fehler in seinen früheren Gedichten selten.

Nach allem gehört die Telemachübersetzung mit den biblischen Geschichten und der Sappho- und Aeneisübersetzung zu Neukirchs schwächsten poetischen Erzeugnissen. Das erkannten schon seine Zeitgenossen, auch seine Anhänger, und es wirft ein schönes Licht auf die kritische Unparteiischkeit Gottscheds, wenn er bei aller Bewunderung für Neukirch im 24. Stücke der Beiträge S. 605 erklärt, dass man im Telemach dasjenige poetische Feuer nicht antreffen werde, welches den ersteren Gedichten Neukirchs eine so grosse Schönheit gebe, und dass sich viele matte Ausdrücke, langgedehnte Perioden und Unrichtigkeiten im Silbenmasse

darinnen fänden, so dass man mit Recht wünschen könne, Neukirch habe die Übersetzung 20 Jahre früher angefangen. Für die Schweizer wurde der Telemach Hauptobjekt der Kritik, Bodmer verstieg sich in seinem „Charakter der deutschen Gedichte“ zu folgendem Urteil über ihn:

„Sonst ist sein (Neukirchs) Telemach fürwahr derselbe nicht,
Von welchem Fenelon nach dem Homerus spricht.
Der wahre Telemach wahr an Gestalt und Wesen
Und Sitten königlich, sein Ausdruck auserlesen,
Dem Ding und Mann gemäss, gesezt und wohl bedacht.
Des Neukirchs seiner scheint entblösst von edler Pracht,
Von sehr gezwungnem Gang, verstört an Stirn und Minen.
Die Rede muss dem Ton und nicht der Sache dienen,
Ist unstet und verstellt.“

Freilich steht seine eigene Übersetzung des Anfangs des Telemach, die er der Neukirchs gegenüberstellt, um nichts höher als diese, und er muss sich den in den Beiträgen St. 32, S. 671—697 erbrachten Nachweis gefallen lassen, dass er so wenig wie Neukirch den von Breitinger in seiner Kritischen Dichtkunst gegebenen Übersetzungsregeln gefolgt ist. Der Einfluss des Neukirchschen Telemach war übrigens ein ziemlich bedeutender. Pietsch verfasste, durch ihn angeregt, eine von den Beiträgen (St. 24) sehr hoch gestellte Verdeutschung zweier Bruchstücke dieses Romans, den „Untergang des Bochoris“ aus dem 2. und den „tyrannischen Pygmalion“ aus dem 3. Teile,[1]) ein Ungenannter dramatisierte (Leipzig und Liegnitz bei David Siegert, 1740) „die Begebenheiten des Telemachs auf der Insel der Göttinn Calypso“ in 4 Akten, die den Inhalt des ersten Teiles des Telemach fast durchweg mit Neukirchs eigenen Worten wiedergeben,[2]) und ein gewisser Johann Georg Heubel schrieb noch 1754 in Wien auf das Namensfest der Kaiserin Maria

---

[1]) S. Herrn Joh. Val. Pietschen geb. Schriften, hsg. v. Bock (1740), S. 299—302.

[2]) S. Beitr. z. krit. Hist. VII, St. 25, S. 25—54.

Theresia einen „Telemach auf der Insel der Göttin Kalypso, ein Trauerspiel in Versen mit Arien aus dem ersten und siebenten Buche der Benjamin Neukirchschen Übersetzung gezogen“. [1]) Neukirchs Übersetzung stand in der Bibliothek von Goethes Vater, und der Dichter lernte aus ihr zuerst den Telemach kennen, „der auch so unvollkommen überliefert, eine gar süfse und wohlthätige Wirkung auf sein Gemüth äufserte“. [2])

Für das ganze vorige und den Anfang dieses Jahrhunderts war der Telemach neben den Eklogen fast das Einzige, an dem die Litterarhistoriker sich versuchten, und nach dem sie ihr Urteil über Neukirch fällten, das naturgemäss bei der Mangelhaftigkeit der Übersetzung nur ein ungünstiges sein konnte. Der Telemach ist zum grossen Teile auch die Ursache der zu absprechenden Kritik, die noch jetzt kurzer Hand an Neukirch geübt wird, ist aber auch andererseits — merkwürdig genug — das einzige Werk, dem Neukirch es verdankt, dass sich sein Name bis heute in der Litteraturgeschichte lebend erhalten hat.

---

[1]) S. Jördens: Lexicon deutscher Dichter u. Prosaisten IV, S. 21.
[2]) S. Goethe: Wahrheit und Dichtung, Buch I.

Schluss.

Neukirchs litterarische Thätigkeit stellt sich nach allem durchaus als Produkt einer Übergangsperiode dar. Sie ist mehr ein für seine Zeit charakteristisches, unsicheres Tasten und Versuchen auf allen Gebieten als ein zielbewusstes Handeln nach bestimmten Grundsätzen, ein Gemisch von unentschlossenem Kleben am Alten und Nachgeben gegenüber dem Neuen, hervorgegangen aus einer überzeugungslos-markierten Begeisterung für beides. Seine Werke sind Erzeugnisse eines anerkennungswerten Sprach- und Nachahmungstalentes, von derselben geringen poetischen Begabung und Originalität zeugend, wie sie den meisten seiner dichtenden Zeitgenossen eigen war. Man stellte ihn mit Recht mit Canitz und Besser zusammen und erhob ihn als den ersten, der offiziell zur Nachahmung der Franzosen aufgefordert hatte, über diese beiden auf den Schild. Nicht nur dichterische Grössen zweiten und dritten Ranges wie Hunold, Pietsch und Hancke, auch Männer wie Christian Günther folgten seinem Ruf und feierten ihn als einen der besten deutschen Poeten. Günther bekannte sich selbst als seinen Schüler und sang von ihm:

„Der Pegasus hat fast Bucephals seine Tücke;
Er springt, er schlägt, er beisst, er jaget mich zurücke,
So oft ich mich auf ihn poetisch setzen will;
Wenn ihn ein Neukirch braucht, so steht er fromm und still.“ [1])

[1]) S. „Nachlese zu Johann Christian Günthers Gedichten.“ Breslau

Die Züricher Maler wagten als die ersten, ihn im zweiten Teile der „Discourse“ aus dem Jahre 1722 abfällig zu kritisieren, bewiesen aber zugleich durch ihr überschwengliches Lob Bessers, wie mangelhaft es mit ihrer Kritik bestellt war. Juncker verhielt sich ihm gegenüber in der bekannten Untersuchung der Hanckeschen Gedichte ziemlich indifferent, Gottsched aber nahm sich des Verlassenen an, zunächst in den „Tadlerinnen“, dann in seiner Kritischen Dichtkunst, wo er ihn neben seinem Lehrer Pietsch als grössten Poeten pries. Mit grösserem Eifer schleuderten nun die Schweizer ihre kritischen Pfeile auf Neukirch, um den hinter ihm stehenden Gottsched zu treffen. Bodmer brachte die bereits citierte Beurteilung des Telemach, die mit den Worten: „die Rede muss dem Ton und nicht der Sache dienen“ treffend Neukirchs gezwungenes Pathos charakterisierte, seinen Abfall von den Schlesiern jedoch rühmend hervorhob. Breitinger in seiner Dichtkunst und Abhandlung von den Gleichnissen machte ihn völlig zum Repräsentanten des verdorbenen Geschmackes und beging dabei ihm gegenüber die bereits erwähnte Ungerechtigkeit, dass er sich lediglich auf die Eklogen und den Telemach oder gar auf seine im Lohensteinschen Stil geschriebenen Gedichte stützte. Noch einmal suchte Gottsched mit seiner ganzen Autorität Neukirch zu retten. Er gab die auserlesenen Gedichte mit gewichtigen Lobsprüchen heraus, pries „Wahrheit und Vernunft und Tugend und Gewissen“ als Vorzüge der Neukirchschen Poesie und rühmte „der sanften Verse Fluſs“, dem er freilich, wie wir gesehen haben, hin und wieder etwas nachhalf. Indes konnte die schon sehr erschütterte Autorität Gottscheds den Schützling nicht mehr halten, mit dem Sieg der Schweizer fielen beide. Eine Kritik im Hannöverschen Magazin vom Jahre 1768 warf Neukirch vor, er habe sich „statt falscher Pracht nur zum

---

1745. S. 148. Weitere Urteile Günthers über Neukirch s. Fulda a. a. O. S. 457.

Gemeinen, Niedrigen und Platten in Gedanken sowohl und Bildern als in Ausdrücken gewöhnt". Dieses grossenteils ungerechte Urteil, das übrigens durch die masslose Bewunderung, die dem trockenen Canitz von den Verächtern Neukirchs zu teil wurde, in das richtige Licht gerückt wird, erlitt am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts kaum eine Änderung. Gerechter wurde Neukirch von Küttner [1]) beurteilt, der ihm den Ruhm eines fleissigen und nachdenkenden Reimers zuerkannte, und von Kahlert, [2]) der sein Streben sich fortzubilden und sein Talent, alles, was die Zeit brachte, schnell nachzumachen, hervorhob.

Unangebracht ist es naturgemäss, Neukirch mit dem Mafsstab eines Dichters messen, seine Werke nach ihrem poetischen Gehalt beurteilen zu wollen. Die Bedeutung seiner litterarischen Thätigkeit liegt weit weniger im Werte dessen, was er geschaffen, als in der Anregung, die er durch seine Bethätigung auf allen Gebieten gegeben hat. Seine von Erfolg begleiteten Versuche, die deutsche Litteratur durch Pflege der galanten Lyrik, der Hofpoesie und der sozialen und litterarischen Satirendichtung zu bereichern, ihr die ihm noch lebensfähig erscheinende Ekloge zu erhalten und sie durch unmittelbare Nachahmung der Antike neu zu beleben, bleiben immer beachtenswert, gleichviel welche persönlichen Gründe ihn noch bewogen haben mögen. Schon der Einfluss, den er auf die Lyrik, Satiren- und geistliche Dichtung seines Landsmannes Günther ausgeübt hat, dürfte ihm ein Recht auf einen Platz in der Litteraturgeschichte geben. Plattheiten der Gedanken wie des Ausdruckes kommen bei ihm wie bei allen Dichtern seiner Zeit vor, vom Niedrigen und Gemeinen hat er sich jedoch ferngehalten, wenn er auch einen

---

[1]) Küttner: Charakter der deutschen Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. I, S. 181 f.

[2]) S. oben S. 51.

derben Ausdruck, wo er nötig war, nicht allzu ängstlich mied. Sein eigentliches Verdienst liegt jedoch auf dem Gebiete der Ausbildung der poetischen Sprache, wo er der flachen, prosaischen Ausdrucksweise Canitz' eine pathethisch-bewegte entgegenzustellen suchte und sich im Gegensatz zu diesem bemühte, möglichst charakteristische Wendungen zu suchen und zu bilden. Er wirkte somit in mancher Hinsicht sprachschöpferisch, wenn er auch häufig ins Übertrieben-Manirierte und Geschmacklose verfiel. Im Versbau strebte er wie Canitz nach möglichster Glätte, in den Reimen nach Reinheit und Wohlklang und half so eine Sprache schaffen, die seiner Schule im vorigen Jahrhundert den Namen der reimreichen, aber auch der strohernen und ledernen einbrachte. Er ist mit seinen sprachlichen Bestrebungen ein Vorläufer des Klassizismus, besonders Gottscheds, der in seiner Sprache wie in seinen stilistischen Theorieen sich auf Neukirch stützte. Neukirch pochte sogar mit einigen kleineren Gedichten seiner früheren Zeit[1]) schon leise an die Thüre der Anakreontik, die er auch mit seiner Sapphoübersetzung ankündigte, und stellt sich somit als charakteristisches und notwendiges Bindeglied zwischen der Litteratur der zweiten Hälfte des 17. und den litterarischen Hauptströmungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dar.

---

[1]) Hierher gehören die beiden Scherzlieder HS I, S. 381—383 u. I, S. 387/88, die Liebesliedchen HS I, S. 330 u. S. 331/32, das Gedicht „Joseph lebet noch" (HS I, S. 395 f.) u. einige der galanten Gedichte.



Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a/S.

Fortsetzung von Seite 2.

Die „Litterarhistorischen Forschungen“ erscheinen in zwanglosen Heften, von verschiedenem Umfang. Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Heft 1. **Machiavelli and the Elisabethan Drama.** Von **Edward Meyer.** 4 M., Subskriptionspreis 3,50 M.

„ 2. **Über Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker“.** Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von **Richard Schwinger.** 6.— M., Subskriptionspreis 5,20 M.

„ 3. **Lady Pembroke.** Mit Abdruck ihres „Mark Anthony“. Von **Alice H. Luce.** 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 4. **Benjamin Neukirch, das Haupt der dritten schlesischen Schule.** Von **Wilhelm Dorn.** 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 5. **William Shakespeare's Lehrjahre.** Von **Gregor Sarrazin.**

Für die folgenden Hefte ist in Aussicht genommen:

Quellenuntersuchungen zu dem pseudo-shakespere'schen Stück Fair Em. Von **J. Schick.**

Das deutsche Soldatenstück des achtzehnten Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Von **K. H. von Stockmayer.**

Thomas Kyd's Spanish Tragedy. Kritische Ausgabe nebst Einleitung und Noten. Von **J. Schick.**

Sixt Birck und die dramatische Technik seiner Zeit. Von **Victor Aubertin.**

Die Tobiasdramen des Reformationszeitalters. Von **August Wick.**

J. T. Hermes Roman „La paysanne non parvenue“. Herausgegeben und eingeleitet von **Max Freiherrn von Waldberg.**

Das Iffland'sche Rührstück. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Von **Arthur Stiehler.**

☞ *Bei Subskription auf mindestens 6 aufeinanderfolgende Hefte der ganzen Sammlung oder einzelner Litteraturen wird ein ermässigter Subskriptionspreis gewährt.*

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a S.

